Die „Volkswacht“ erscheint wöchentlich 6 Mal und ist durch die Expedition, Neue Graupenstr. 8/9, und durch Kolporteure zu beziehen. Preis vierteljährlich Mk. 2.50, pro Woche 20 Pf. Durch die Post bezogen Mk. 2.50, frei ins Haus Mk. 2.92, wo keine Post am Orte, Mk. 3.34.

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Inseratengebühr: Anzeiger für die einspaltige Kolonelzeile oder deren Raum 25 Pfennige, für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 15 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittags 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Telephon Redaktion 3141.

Organ für die werktätige Bevölkerung.

Telephon Expedition 1206.

Mit der illustrierten Beilage „Die neue Welt“.

Nr. 249. Donnerstag, den 25. Oktober 1906. 17. Jahrgang

Vom 19. April bis 23. Oktober.

Der Kaiserdeputierte Hirsch wurde sofort aus der Haft entlassen.

Hatten wir in Deutschland eine Preßfreiheit, so würde die Ueberschrift anders lauten. Sie würde blitzartig und scharf in wenigen Worten dem Zorn und der Entrüstung Ausdruck verleihen, die seit der Polizeischlacht vom 19. April Millionen von Arbeitern erfüllen. Sie würde in Worte kleiden, was derjenige Teil der Bevölkerung, der noch nicht soweit verdummt ist, die heutige „Ordnung“ für eine Ordnung zu halten, von den Urhebern jener Taten im Innern denkt. Sie würde in wenigen Strichen einen der Hauptgrundsätze unseres Ferdinand Lassalle verwirklichen: „Aussprechen, was ist“:

„Das ist die Macht des Aussprechens dessen, was ist. Es ist das gewaltigste politische Mittel. Alle große politische Aktion besteht in dem Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit. Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist!“

Dieses gewaltigste politische Mittel wird uns in Preußen — und in Breslau mehr denn irgendwo! — durch Paragraphenwahnsinn verkleinert, durch Interpretations-Experimente der preußischen Justiz-Angestellten eskamotiert.

So aber müssen wir, wo alles in uns kocht, jegliche Gefühlsaufwallung brutal in uns ersticken, jede Regung, den Urhebern des 19. April die volle Wahrheit zu sagen, ihnen das Urteil des Volkes, der Vernunft, der Menschlichkeit ins Gesicht zu schleudern, ertöten mit Rücksicht auf den Mangel jeglicher Preßfreiheit. Innerlich zornbebend und durch Liebe zur Menschlichkeit zum Verdammen gezwungen, müssen wir uns damit begnügen, jenen Urhebern ihr klägliches Fiasko in dürren Worten zu attestieren.

Was ist aus der Polizeiaffäre vom Striegauerplatz geworden! Der „Rädelsführer“ wird sofort aus der Haft, in der ihn die Allmacht der Anklagebehörde seit dem 2. Mai, volle dreiundzwanzig Wochen, festgehalten, entlassen. Nicht einmal die aus Förderern des Klassenstaates und der Klassenjustiz bestehenden bürgerlichen Geschworenen waren im stande, in ihm den Schuldigen des 19. April zu erblicken. So wenig wie die berufsmäßigen Richter im Krawall-Prozeß in der dritten Septemberwoche in der Lage waren, den Schild der Polizei so rein zu waschen, wie man es in der Ursulinerstraße so heiß gewünscht.

Was ist übrig geblieben von der Riesen-Aktion, die seit rund 6 Monaten ein Heer von Bureaukraten und Vertretern der Macht des Klassenstaates in Anspruch nahm? Die Totenhand jenes Opfers feiger Niedertracht, die hinzeigt auf ein Meer von Blut und Wirrnissen und Irrtümern. Die Hand, die hinzeigt auf die Stellen und Personen, die ewig sich mit Schuld bedeckt, die uns zeigt, wie unser „Rechts“staat untergeht in einem Ozean von Paragraphen und Gesetzesschlingen.

Die Geschworenen haben laut und vernehmlich gesagt, daß Hirsch nicht der Urheber des Blutbades vom 19. April ist, daß er nicht der Anführer, ja nicht einmal ein Schuldiger des 19. April ist. Leider haben sie vergessen zu sagen, was jetzt doch so nahe lag, was jeder auf den Lippen hatte, was jeder nicht vom Autoritätsdünkel Besessene zu hören wünschte, sie haben vergessen, ebenso laut zu sagen, wer die Schuldigen sind. Wohl haben sie der Mutter den Sohn, der Gattin den Gatten zurückgegeben, allein sie hatten nicht die Macht, den vielen, vielen Opfern jenes entsetzlichen Blutbades Genugtuung zu verschaffen. Die herrliche „Ordnung“ hinderte sie daran, zugleich mit der Befreiung des Unschuldigen die Entlarvung und Brandmarkung der Schuldigen vorzunehmen. Eine höhere, stärkere Macht wird das zu vollbringen haben: Die in der Sozialdemokratie verkörperte Gerechtigkeit!

Mitten in das homerische Gelächter über das Jena der preußischen „Ordnung“, das sich am 15. Oktober in Köpenick vollzog, tönt hinein das Krachen des zusammenstürzenden Gebäudes, das Polizisten, Staatsanwälte und Untersuchungsrichter zwecks Rehabilitierung der Breslauer Polizei aufgerichtet. Und wenn man sich den dadurch verursachten Mörtelstaub aus den Augen wischt und eifrig suchend das Dunkel zu durchdringen beginnt — dann bleibt nichts übrig, wie ein großes, alles überragendes Fragezeichen, das auch dem Naivsten klar macht, was Shakespeare hat mit den Worten sagen wollen: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt!

Ein grausames Walten des Zufalles hat es gefügt, daß just an demselben Tage, da der zu Unrecht angeklagte „Rädelsführer“ die Anklagebank verläßt, vom Oberlandesgericht der Befehl kommt, die geistigen Urheber des 19. April, die Direktoren Glasenapp, Neumann 2c., die Entrepreneure der brutalen Aussperrung, auf dieselbe Anklagebank zu zitieren! „Die Szene wird zum Tribunal!“ Nur daß im Gegensatz zu den zwei Mördern in Schillers „Kraniche des Ibykus“ diese „Bösewichter“ weder gestehen, noch „von der Rache Strahl getroffen“ werden. . . . . .

Es wäre ein Verbrechen, wollten wir damit die Akten über den 19. April schließen. Noch lange werden wir Gelegenheit haben, die Würdigung der Ergebnisse des Prozesses vorzunehmen. Bis dahin wird das Fragezeichen zum Mahnzeichen, das uns drängt, unsere Pflicht zu tun: Den Unschuldigen zu Nutz — den Schuldigen zum Trutz!

Politische Uebersicht.

Noch eine Hundertjahrfeier.

Erinnerungen an die Schmach von 1806 beherrschen heute die Welt der Druckerschwärze. Kein noch so blinder Vaterlandsschwärmer wagt zu behaupten, daß das damalige Preußen eine Lichtgestalt und seine Bewohner reine Helden gewesen wären, und der große Korse und die Seinen nur durch schwarze Teufelskünste diese Herrlichkeit zu überwinden vermochten. Sie wissen vielmehr alle, daß es morsches Gemäuer war, das er einriß, wucherndes Unkraut, das sein Fuß zertrat. Ein starkes Volk selbstbewußter freier Menschen hätte er nicht überwinden können.

In den Erinnerungs-Totenkranz von 1806 ziemt sichs daher wohl, ein Blatt einzuflechten, das den Namen dessen trägt, der den Kampf gegen Sklavengesinnung bis aufs Messer führte: Max Stirners. Am 25. Oktober werden es hundert Jahre, daß er geboren wurde. Das Buch, das ihn unsterblich machte, „Der Einzige und sein Eigentum“, erschien 1845, zur Zeit, da das Fieber der Revolution die Menschheit zu erschüttern begann. Mit einem oft in's Fratzenhafte gesteigerten Fanatismus griff er alles an, was als Autorität, als heilig und unantastbar jemals gegolten hatte: Die Religion, den Staat, die Familie, die Sittengesetze. Das Ich erhob er auf den Thron: Jeder ist ein Einziger, sein eigener Gesetzgeber, nur vor sich selbst verantwortlich; alles außer ihm, sei sein „Eigentum“, d. h. der Einzige erkenne nichts als über ihm stehend an. Sein Werk wurde und wird auch heute noch als eine Verherrlichung des Egoismus gepriesen — eines Egoismus, der auch zum Sozialismus im scharfen Gegensatz stehen soll. Versuchen wir jedoch, es objektiv zu beurteilen, entkleiden wir es seiner aus dem Temperament Stirners entstandenen Uebertreibungen, schälen wir den Kern heraus, so zeigt es sich, daß seine Lehre zu studieren uns Modernen recht nützlich wäre: Wir sollen uns nicht immer nur als Teil eines Ganzen fühlen, wir sollen uns die Freiheit der Persönlichkeit wahren, wir sollen in dem Sinne Egoisten sein, daß wir uns selbst und was ursprünglich Eigenes in uns ist, zur höchstmöglichsten Vollkommenheit ausbilden, denn — und dies ist das Resultat seines Gedankenganges, das Stirner zwar nirgends ausspricht, das aber aus jeder Seite seines Buches herausstrahlt — nur dadurch dienen wir dem Fortschritt der Menschheit. „Möglich, daß ich aus mir sehr wenig machen kann“, sagt Stirner, „dies Wenige ist aber alles und ist besser, als was ich aus mir machen lasse durch die Gewalt anderer, durch die Dressur der Sitte, der Religion, der Gesetze, des Staates.“

Und an anderer Stelle: „So lange der Glaube für die Ehre und Würde des Menschen ausreichte, ließ sich gegen keine noch so anstrengende Arbeit etwas einwenden, wenn sie nur den Menschen nicht im Glauben hinderte. Hingegen jetzt, wo jeder sich zum Menschen ausbilden soll, fällt die Bannung an maschinenmäßige Arbeit zusammen mit der Sklaverei.“

In seinem wilden Haß gegen alle und jede Unterdrückung der Eigenheit wird Stirner auch zum Gegner der Kommunisten: die Bevormundung des Einzelnen durch die „Gesellschaft“, so meint er, ist nur eine Umwandlung der früheren Bevormundung durch den Staat oder die Kirche. „Der Mensch, den seine Kühnheit, sein Wille, seine Rücksichtslosigkeit und seine Furchtlosigkeit leitet, der wird vom Staate, vom Volke, mit Spionen umstellt. Ich sage, vom Volke! Das Volk — ihr gutherzigen Leute denkt wunder, was ihr an ihm habt — das Volk steckt durch und durch voll Polizeigesinnung. Nur wer sein Ich verleugnet, ist dem Volke angenehm.“ Wenn Stirner sich in die Irrwege anarchistischer Ideengänge leiten ließ, so lag das an seiner Unkenntnis wirtschaftlicher und sozialer Zusammenhänge,

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

36] [Nachdruck verboten.]

Ja, der Tag der Vereinigung kam — jetzt wußte sie's genau. So sicher, wie diese Sonne, die diesseits hinter'm Wald versank, morgen jenseit über Schwarzenborn stand im neuen, vollen Strahlenkranz und den einsamen Busch in blendenden Glanz hüllte — so sicher!

Ihre ernsten Augen erhellten sich, ein heiliges Feuer schien sich darin zu entzünden. Höher und höher reckte sie ihre aufrechte Gestalt; wie die Wurzeln eines starken Baumes standen ihre Füße fest im heimischen Felsenboden, aber ihr offener Blick ging in's Weite.

Sie hob das Kind über sich und schwang es mit einem Jubelruf hoch in die Lüfte: „Heissah, flieg! Lorenzche, flieg! Dein Badder on dau on ech, mir hören zosammen. Flieg, flieg!“

Eine namenlose Freude schien über sie gekommen, ihre Stimme erhob sich zu einem langen Jauchzen. Es hallte in's Tal hinunter, drang in die Hütten, weit über's Tal hinaus und verlor sich jenseit der Berge. Es klang wie ein Weckruf: Auf, auf! Wie ein anfeuernder Schrei und ein Locken zugleich: Kommt, kommt!

Strahlender Glanz lag auf Bäbbi's Gesicht, strahlend wie die Lichtflut, die die Sonne mit letzter Kraft auf ihren blonden Scheitel goß.

Starken Schrittes stieg sie zu Tal, kraftstrotzend und siegessicher.

Tief im Talhintergrund lagen die mächtigen Ruinen von Himmerod, schon schwarz im Abendschatten, während die Eichelhütte mit ihren weißen Mauern noch als heller Fleck am dämmrigen Waldrand glänzte. Alles still, sonntäglich friedlich. In einer weihevollen Feierstimmung schritt Bäbbi dahin. Da, horch! Geschrei schallte zu ihr herüber; unweit der Eichelhütte stand ein Trupp Menschen auf der Straße. Sie schrien alle durcheinander mit lauten Stimmen.

Was war geschehen? Bäbbi näherte sich rasch — vielleicht eine Nachricht von denen draußen, vom Lorenz?! Warum hatten sie sich nur alle hier zusammengefunden, der Herr Pastor und der Herr Schmitz, der Krumscheid und der Küster? Sie umstanden ein Bäuerlein, das, den Stecken unter den Arm geklemmt, mit den Fäusten herumfuchtelte.

Ei, das war ja der Kemper aus Großlittgen! Bäbbi erkannte den Handelsmann, der jahraus, jahrein mit seinem Karren voll Irden-Geschirr die Eifel durchquerte. Er machte auch nebenbei Geschäfte mit Hasen- und Marderfellchen, mit Lumpen und Knochen und allerhand anderem Kram. Seine lustigen Scherze waren wohlbekannt; heut schienen sie ihm vergangen.

Er schrie: „Et es en Schand on en Sünd! Mer schindt sech halw dud, mer rennt sech den Odem aus em Leiw, mer schäft *) durch't miserable Wäder! Wann mer ahf on an e Kastemännchen erówrigt, es mer als heilfroh; on onseranen gieft hedrogen! Dat elao es schänderlich, schänderlich es dat elao!“ Er heulte laut.

„Wuh haot Ihr dän dann gekritt — wuhähr? Jesses, saot doch!“ Der Krumscheid rüttelte ihn.

„Ech waaß net“, stöhnte das Hausiererchen und schlug sich vor die Stirn. „Ech Dummkoap! Kann sein als vor Wochen uf der Wittlicher Meß, kann aach net sein. Duh haot ech der Daler mieh. Onsem Hährgott sei't geklaogt, mer kann se jao nie lang behaalen. Onseranen kömmt heihin on daor, duh kritt r r dat Stöck on duh dat, heit en Pennig, morjen en Groschen, öwermorjen en Daler — ech sein beschummelt met Bedaacht, schänderlich beschummelt! Verfluchtes Schimaos, dat mech e su beschiß haot! En heilig Kreizdunnerwäder soll hän —“

„Aber, Kemper, Kemper“, begütigte der Pfarrer, „flucht doch nicht so! Wer sagt Euch denn, daß Ihr mit Absicht betrogen seid? In unserer Eifel ist man fromm und ehrlich; aus der bösen Welt wird uns die Sünde eingeschleppt. Hier betrügt keiner den anderen.“

„Aewer ech sein doch befautelt“, ächzte der Unglückliche, „ob met Bedaacht oder net. Kuckt hei“ — er zog ein Talerstück aus dem Kittel und zeigte es auf der flachen Hand herum — „dän es falsch!“

„Falsch — ?! Bäbbi stand mit offenem Mund.

Ein Murmeln, ein Raunen, ein hörbares Staunen ging durch den Kreis; sie rückten enger zusammen, jeder drängte heran und reckte den Hals. „Et es waohr? Wirklich waohr?! Es dat mielich, menschenmielich!?“

„In der Tat“, — Schmitz hatte die Brille aufgesetzt und hielt sich den Taler dicht unter die Nase — „der is falsch!“

„Ech sein beschiß, ech sein beschiß“, heulte Kemper.

Der geistliche Herr nahm den Taler zur Hand. „Ich kann das noch immer nicht glauben — nein, nein!“ Er schüttelte den Kopf.

„Sie können't schon glauben.“ Schmitz fühlte sich ganz als welterfahrener Mann. „Ich hab' zu Köllen als der Dinger mehr jesehen. Drum hat ja auch der van Bismarck even jetzt die Goldstücker einjeführt; der is schlau, die sind nit e so leicht nachzumachen. Der hier is falsch! Kiek eds an“ — sein Portemonnaie aus der Tasche ziehend, suchte er daraus einen Taler hervor — „der is echt!“ Er probierte beide Geldstücke auf einem Stein. „Hört, wie hell den klingt, un wie anders den! Do heißt et aufjepaßt. Wo einen is, sind auch ihrer mehr.“

Betroffen sahen sie sich alle an.

„Zom Schandarm, zom Schandarm nach Oberkail!“ zeterte der Küster.

„Duh kommen ech jao als här“, jammerte der Handelsmann. „Duh sein ech stracks hingerennt, e ju val als onsen Wirt zo Großlittgen saot, dän Daler wär falsch. Aewer der Schandarm es net derhäm. Se saon zu Oberkail: hän wär nao Schwarzenborn; on in Schwarzenborn: nao Eifelschmitt. On hei, dän Krumscheid saot: hän wär nao Karl —“

„Lao kömmt hän“, schrie Bäbbi auf. Ihre scharfen Augen hatten den Schimmer einer Uniform am Waldrand gesehen. „Lao kömmt hän aus em Büsch, ech stehn de Knopp blinkern!“

„On en Framensch haot hän bei sech“, brummte schmunzelnd der alte Krumscheid. „Hä, Hähr Schandarm! Helao!“

„Hollah“, brüllte Schmitz. „Sie da!“

„Feuer, Feuer“, zeterte der Küster.

Sie erhoben alle die Stimmen, selbst der geistliche Herr rief. Endlich schien der Oberkailer zu hören; das Frauenzimmer verschwand, wie vom Boden verschluckt, und er selbst sprang in großen Sätzen vom Waldrand auf die Straße herunter. Nun kam er angetrabt. — — — — — — — — —

Wer die Kunde vom falschen Taler ins Dorf getragen, wußte man nicht. Obgleich der Gendarm den Erstwissern strengstes Stillschweigen auferlegt — „denn“, sagte er, „der Halunke darf beileibe keinen Wind davon kriegen, sonst macht er sich dünne“ — hatte einer doch geplaudert.

Wie ein Lauffeuer ging's von Haus zu Haus: „Wißt Ihr't schuns? Hatt Ihr't als gehört? Jesses, e su ebbes! Sollt mer't glauwen? En Daler, en falschen Daler!“

Die Weiber standen alle auf der Gasse; außer Bäbbi war keine im Haus geblieben. Sie schlugen die Hände über'm Kopf zusammen und rissen die Augen und Mäuler auf. Alle möglichen Geschichten tauchten auf im Anschluß an den falschen Taler; wer was zu erzählen wußte, erzählte: von Räubern und Mördern und Einbrechern. Selbst der Schinderhannes, der vor siebzig Jahren zu Mainz Geköpfte, trat leibhaftig wieder auf. Sie drängten sich zusammen — schauderten und machten einander grauen. Das summte und wirrte durcheinander, wie ein aufgestörter Bienenschwarm.

(Fortsetzung folgt.)

*) Fährt.

von denen die Existenz des Einzelnen immer bedingt ist. Aber auch in diesem Gestrüpp wuchernder Uebertreibungen lassen sich für uns nahrhafte Früchte finden.

Wie so viele, die lebenskräftige Samen künftiger Entwickelungen streuten, starb Stirner im Elend und vergessen.

„N. G."

Zwei Nachwahlen zum Reichstage

fanden am gestrigen Dienstage statt. Ueber die Resultate wird uns folgendes telegraphisch gemeldet:

Stade, 24. Oktober. Bei der gestrigen Reichstagsersatzwahl im 18. hannoverschen Wahlkreis Stade-Blumenthal erhielt Klävemann (Bund der Landw.) 2475, v. Meibing (Welfe) 1157, Reese (natlib.) 5114, Otto (freis. Volksp.) 2567, **Ebert (Soz.) 5115 und Kolczewski (Pole) 87 Stimmen. Stichwahl zwischen Ebert** (Soz.) und Reese (natl.) scheint sicher.

In der Hauptwahl im Jahre 1903 wurden für Dr. Sattler (natlib.) 6466 Stimmen abgegeben, Genosse Ebert erhielt 5964, Lehrer Otto (Freis. Volkspartei) 3524, Gutspächter Meding (Welfe) 2188 und Hofbesitzer Klävemann (Bund der Landw.) 1918 Stimmen. Aus der Stichwahl ging Geh. Regierungsrat Dr. Sattler (natlib.) mit 12,282 gegen Arbeitersekretär Ebert (Soz.) mit 7178 Stimmen hervor.

* * *

Die zweite Wahl fand in Schleswig-Holstein statt. Es wird uns darüber gebrahtet:

Flensburg, 24. Oktober. Bei der gestrigen Reichstagsersatzwahl in Hadersleben-Sonderburg wurde der Landtagsabgeordnete Hanssen-Apenrade, ein Däne, mit erdrückender Majorität gewählt.

Die Gegner über unseren Sieg in Döbeln-Roßwein.

Der Ausfall der Reichstagsersatzwahl von Döbeln-Roßwein bedeutet für die bürgerliche Presse, die auf eine Niederlage der Sozialdemokratie hoffte, eine unangenehme Enttäuschung. Ihre Lust, den Wahlausfall zum Ausgangspunkt politischer Betrachtungen zu machen, ist daher ziemlich gering.

Einige rechtsstehende Blätter machen den Freisinn oder den Liberalismus schlechtweg für den sozialdemokratischen Wahlsieg verantwortlich. So meint die „Tägliche Rundschau":

Hätte die freisinnige Volkspartei nicht wieder durch ihre sinnlose Eigenbrödelei Verwirrung in die bürgerliche Wählerschaft hineingetragen, so hätten den 19716 sozialdemokratischen Stimmen nicht nur die gestern abgegebenen 12,014 bürgerlichen Stimmen gegenübergestanden, sondern es wären aus der Zahl der 6000 Wahlsäumigen noch reichlich die 800 Mann zu beschaffen gewesen, um das Mandat zu retten. Die Wasserstiebler haben wieder einmal ihre Prinzipien und den Liberalismus gerettet ....

Aehnlich bemerkt die verärgerte „Nationalzeitung":

Die freisinnige Sonderkandidatur hat weiter keinen Zweck gehabt, als die Kräfte des Bürgertums zu zersplittern und einen Teil davon in gegenseitiger Bekämpfung zu binden. Von Seiten der Anhänger Hasses hat man sich dabei auf die Defensive beschränkt, die Freisinnigen aber gingen höchst aggressiv auch gegen den bürgerlichen Kandidaten vor. Das bewirkte naturgemäß nichts anderes als eine Schwächung der bürgerlichen Position gegenüber der Sozialdemokratie, die sich auch hier in der angenehmen Lage des auf Kosten des Bürgertums lachenden Dritten befand.

Die agrarische „Deutsche Tageszeitung" sieht schwarz in die Zukunft der bürgerlichen Einigkeit und erklärt den Liberalismus für bündnisunfähig. Sie schreibt:

Die Konservativen, die Antisemiten und der Bund der Landwirte haben die Kandidatur Hasse mit allem Eifer unterstützt. **Im Stiche gelassen wurde er von seinen eigenen Parteigenossen.** Von den bei der letzten Wahl (1903) abgegebenen 5434 nationalliberalen Stimmen sind etwa die Hälfte dem freisinnigen Kandidaten zu gute gekommen. Das wird man sich für die Zukunft merken müssen. Eine Partei, die nicht soviel Disziplin besitzt, daß sie ihre eigenen Anhänger bei der Stange hält, die nicht verhindern kann, daß diese Anhänger zum großen Teil in das geometrische Lager übergehen, ist **absolut nicht mehr bündnisfähig.**

Der Rollenwechsel, auf den die „Deutsche Tageszeitung" da aufmerksam macht, ist in der Tat recht belustigend. Der sogenannte „Liberale" Hasse erscheint als politischer Sitzenbleiber der Antisemiten, Konservativen und Agrarier, während sich die liberalen Wähler haufenweise von ihm abkehren. Man kann sich also lebhaft vorstellen, wieviel „Liberalismus" von Herrn Hasse zu erwarten gewesen wäre, wäre es ihm wirklich gelungen, wieder in den Reichstag zu kommen. „Liberalismus" von Herrn Liebermann v. Sonnenbergs Gnaden!

Die „Nordd. Allgem. Zeitung" beschränkt sich auf einige dürftige Bemerkungen über den Stimmenverlust der Sozialdemokratie, den sie, mit falschen Zahlen arbeitend, beträchtlich überschätzt. Vom Standpunkte der Regierung aus, den die „Norddeutsche" trotz des neulich erhaltenen Rüffels noch immer vertritt, ist ja auch wohl über die Wahl von Döbeln-Roßwein nicht viel Günstiges zu sagen: denn in Döbeln-Roßwein haben schließlich auch die bürgerlichen Parteien damit gearbeitet, daß sie auf die Regierung tüchtig schimpften. Das ist eine Erscheinung, die sich bei neueren Wahlkämpfen überhaupt immer deutlicher bemerkbar macht, und ein beachtenswertes Zeichen der im Lande herrschenden Stimmung ist. Ohne scheinoppositionelle Demagogie geht es auch bei den rückständigsten Wählerschaften nicht mehr. Es ist durchaus begreiflich, daß das offiziöse Blatt solchen Erscheinungen gegenüber nichts Besseres zu tun weiß, als den Kopf in den Sand zu stecken.

Will er hinausgeprügelt werden? Jetzt soll Pobbielski sogar als Vertreter des Reichskanzlers fungieren! Meldet doch sein Leiborgan heute:

Die Sozialdemokraten werden bekanntlich sofort beim Wiederzusammentritt des Reichstags eine Interpellation über die Fleischteuerung einbringen. Voraussichtlich wird der preußische Landwirtschaftsminister im Namen des Reichskanzlers die Interpellationen beantworten, falls es sein Gesundheitszustand erlaubt.

Es ist bekannt, daß auch in manchen Regierungskreisen daran gedacht worden ist, die Fleischnot wenigstens zum Scheine mit einigen Palliativmitteln zu bekämpfen. Wenn aber Pobbielski dazu ausersehen ist, die sozialdemokratische Interpellation zu beantworten, so bedeutet das so viel, daß der rücksichtsloseste, die geringste Konzession verweigernde Reichsfeindlichste Vertreter ist.

Die Nachricht des Pobbielskiblattes besagt aber noch etwas anderes. Es ist kennzeichnend für die schandbaren Zustände des Reiches, wenn gerade der Mann der Kolonialskandale dazu ausersehen ist, nach Wiedereröffnung des Reichstags im Namen der Regierung das erste Wort zu sprechen. Es ist obendrein eine schallende Ohrfeige für den Reichskanzler, wenn dieser preußische Musterminister, den er vergeblich zu beseitigen versucht hat, als der eigentliche Führer der Regierung auftreten darf. — Der sozialdemokratischen Fraktion aber wird Herr v. Pobbielski willkommen sein; wenn sich der Mann an den Pranger drängt, soll er ihn haben! Er soll sich aber nicht allzusehr wundern, wenn es ihm ergehen sollte wie gewissen ebenbürtigen Ministern in der russischen Duma!

Belohnung für Gesinnungstüchtigkeit? Freiherr v. d. Goltz, der kommandierende General des ersten Armeekorps, wird der „Londoner Finanzchronik" von einem Berliner Mitarbeiter als eventueller Kandidat für den Posten des Reichskanzlers genannt, falls dieser aus Gesundheitsrücksichten sich nicht würde im Amte halten können. Es wird hinzugefügt, daß in einer Kanzlerschaft v. d. Goltz' nach „hohen Aeußerungen" „ein Geschenk an die deutsche Intelligenz" zu erblicken sein würde.

Dieser Goltz hat sich kürzlich durch ein geradezu klägliches Machwerk über den preußischen Zusammenbruch 1806 berühmt gemacht. Er verirrt darin die echt preußische Auffassung des Gamaschenknopfes, wonach an dem Zusammenbruche Preußens die — Aufklärung und Humanität, mithin die Schiller und Goethe, Kant und Lessing die Schuld trügen!

Der soll nun das Zeug zum Kanzler haben!

Der leere Sessel.

In Braunschweig steht seit einiger Zeit ein leerer Stuhl. Es ist kein gewöhnlicher Stuhl. Nicht nur, weil er jedenfalls kunstvoll verschnörkelt, kostspielig eingelegt und aus feinstem Holze angefertigt ist. Nicht deswegen, weil er auf einer teppichbelegten Treppe steht und von einem kostbaren Baldachin umschattet ist. Es ist keine gewöhnliche Sitzgelegenheit, weil es ein — Thronsessel ist. Ueber diesem Stuhl steht seit kurzem ein großes, bedeutendes Fragezeichen. Das Fragezeichen langt mit seinen Haken nach einem, der den Stuhl einnehmen soll. Nach einem Regenten. Und um den Stuhl herum tobt der Streit: Wer soll auf dem Sessel sitzen? Es ist eine wichtige Frage. Wird ja doch auch von diesem Sessel aus, wie von ähnlichen seiner Gattung, ein ganzes Volk regiert! Es ist also eine Frage, an der das ganze Volk mitinteressiert ist. Es wird darum auch fleißig um seine Meinung gefragt, wie? Ach, mit nichten! Wild tobt der Streit. Eine leidenschaftliche Korrespondenz geht hin und wieder. Stöße von Papier werden verschrieben, die Federn werden stumpf. Aber nur einige Stimmen führen den Streit. Kandidaten und Befürworter. Das geht offiziell und — wer sollte daran zweifeln — auch inoffiziell. Da wird rekapituliert und konstituiert. Die Parteien erschöpfen sich, erholen sich wieder.

Ja, aber das Volk, das ja regiert werden soll und vielleicht bescheidenerweise zuerst gefragt werden sollte! Ob es den Herzog von Cumberland oder einen anderen auf dem wichtigen Sitzbrett sehen will? Ob es überhaupt auf einen Fürsten reflektiere? Ob es sich nicht vielleicht gar ganz allein regieren will? Ob ihm die Welfendynastie am Herzen liegt oder eine andere? Das alles sollte man vielleicht wohl fragen, nicht? Nun, ja wohl, aber man unterläßt es einfach. Man streitet sich in einem intimen Kreise um den neuen Thronsesselbenützer und gibt ihn dem Volke dann, so ungefähr, wie man einem Hutlosen eine Pudelmütze auf den Kopf stülpen würde. Und das Volk muß es sich gefallen lassen, das gehört schon so zu den staatlichen Einrichtungen. Wie es aber über den ganzen Thronfolgestreit denkt, davon erzählte, wie bekannt, jüngst eine im Lande von Tausenden Personen besuchte sozialdemokratische Volksversammlung, in der mit Einstimmigkeit eine Resolution angenommen wurde, in der der Regentschaftsrat und die Landesversammlung aufgefordert werden, von weiteren Verhandlungen mit dem Herzog Ernst August oder dem König von Preußen sowie von der Wahl eines neuen Regenten abzusehen und den unhaltbaren Zustand einer dauernden Regentschaft dadurch zu beseitigen, daß der braunschweigische Staat durch eine Verfassungsänderung zu einem freien deutschen Staate erklärt wird, in dem die Staatsgewalt durch eine auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts gewählte Volksvertretung ausgeübt wird.

Das spricht deutlich genug. Da sagt das Volk etwas zur Sache, ohne daß es gefragt wird. Der Streit wird aber trotzdem weiter gehen. Der Prachtsessel steht einstweilen unbesetzt. Mit stiller Beharrlichkeit demonstriert der leere Platz dafür, wie es auch ganz gut ohne den Fürsten geht. Ein bekanntes Witzblatt schlug vor, einstweilen auf den leeren Sitz eine — Braunschweiger Wurst hinzulegen. Ach, vielleicht, so meint die Wiener „Arbeiter-Zeitung" dazu, ist es manchmal wirklich egal, wovon so ein Sitzbrett abgenützt wird!

Gegen die staatliche Schulaufsicht. Aus Dresden wird uns telegraphisch gemeldet: Die sächsische Landessynode hat fast einstimmig das Bestreben der Lehrer nach Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht für berechtigt erklärt.

Kleine politische Nachrichten.

Die nächste Sitzung des Reichstags ist vom Präsidenten auf den 13. November d. J. angesetzt worden. — Das Wort, das sollen sie lassen stahn: Die Nachricht des „Berliner Tageblattes", daß von den Hohenlohe'schen Denkwürdigkeiten eine zweite verschlimmerte Ausgabe unter Hinweglassung aller heiklen Stellen erscheinen solle, wird vom Stuttgarter „Neuen Tagblatt" dementiert. Es scheint, daß das „Berliner Tageblatt" die Berliner Absichten und das „Neue Tagblatt" die Stuttgarter Ansichten besser kennt. Es wird also trotz scheinbar vorhandener entgegengesetzter Wünsche die zweite Ausgabe als unverändert erscheinen. — Wilhelm II. hat dem Bürgermeister von Reutlingen seine Absicht gedrahtet, der Stadt Reutlingen eine Kiste Wein zu schicken. Wie nun, wenn man auch dieses Geschenk so behandelt wie die Amerikaner die von Wilhelm II. geschenkte Statue des alten Fritzen? — Die neue persische Parlamentsmaschine scheint noch nicht recht zu funktionieren. Aus Teheran meldet die „Petersburger Telegraphen-Agentur": Das Palament hält jede Woche vier Sitzungen ab, die vorläufig der Ausarbeitung von Reglements gewidmet sind. Das Parlament findet sich nur schwer in den Regierungsangelegenheiten zurecht. — Aus Wien wird gemeldet: Die Ernennung des Barons Aehrenthal zum Minister des Aeußeren ist erfolgt.

Ausland.

Zweierlei Feldarbeiterbewegung in Ungarn. In der Wiener „Arbeiter-Zeitung" lesen wir: Die Redaktion des sozialdemokratischen Feldarbeiterblattes „Vilagszabadsag" als Organ der Landesfeldarbeiter-Vereinigung Ungarns hat dieser Tage **eine Million Flugschriften verbreitet, die zur Beschickung von Konferenzen auffordern, die demnächst in fünfzehn** Provinzstädten stattfinden sollen. In der Flugschrift heißt es unter anderem: „Tausende unserer Brüder wurden im verflossenen Sommer in den Kerker geschleppt, weil sie die schlechten Erntearbeitsverträge brachen. Im nächsten Jahre wollen wir nicht in den Kerker wandern, das heißt, wir wollen keine schlechten Verträge abschließen." Die Konferenzen sollen nun den Beschluß fassen, die Verträge nicht mehr zu Neujahr, sondern Ende Mai oder Anfangs Juni abzuschließen. Wegen dieser Aufforderung wurde die Flugschrift von einigen Staatsanwälten konfisziert, weil sie darin eine Aufreizung zum Schnitterstreik sehen wollten, obwohl es für jeden Unbefangenen klar ist, daß durch diese Verlegung der Vertragsabschlüsse alle Differenzen möglichst vermieden werden sollen. Der Uebergriff der Justizbetharen war tatsächlich sogar dem Justizminister Polonyi zu viel, sodaß er die übereifrigen Staatsanwälte sofort anwies, die Verbreitung der Flugschrift nicht zu verhindern und die konfiszierten Exemplare wieder frei zu geben. Die Konferenzen werden voraussichtlich auch ungestört tagen können.

Auch der Abgeordnete von Franz Kossuths Gnaden, Wilhelm Mezöfi, der unter sozialistischer Flagge sein Schwindel-Geschäft betreibt, hat eine „Aktion" in Angelegenheiten der Erntearbeitsverträge entfaltet. In Nadudvar und Zenta fanden Versammlungen der von ihm genasführten Kleinbauern statt, in denen auf Mezöfis Geheiß beschlossen wurde, die Erntearbeitsverträge prompt zu unterschreiben und keinerlei Störung der Erntearbeiten zu dulden. Von Verbesserung der Arbeitsbedingungen war keine Rede. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß dieser notorische Schwindler im Dienste der agrarfeudalen Bauernschinder steht, die ihm dafür gestatten, sein Bauernfängergeschäft ungestört zu betreiben, so haben die „Beschlüsse" von Nadudvar und Zenta diesen Beweis erbracht. Das Adelsparlament hat das Mandat des Bauernvertreters Andreas Achim kurzerhand annullieren lassen, dem Schwindler Mezöfi ist es so wohlgesinnt, daß es ihn sogar in die Kommissionen wählt.

* * *

Das neue französische Ministerium. Die von Minister Clemenceau eingeleiteten Unterhandlungen zur Bildung des Kabinetts sind zum Abschluß gelangt. Nur die Zuteilung des Kolonialministeriums ist noch nicht endgiltig erfolgt. Das neue Kabinett setzt sich wie folgt zusammen: Präsidium und Inneres: Clemenceau, Justiz Guyot-Dessaigne, Auswärtiges Pichon, Unterricht Briand (Sozialist), Finanzen Caillaux, Krieg Picquart, Marine Thomson, öffentliche Arbeiten Barthou, Handel Doumergue, Ackerbau Ruau, Ministerium für Arbeit und Gesundheitspflege Viviani (Sozialist). Das Kolonialministerium soll Millies Lacroix angeboten werden, dessen Annahmeerklärung sicher erscheint.

In parlamentarischen Kreisen und in der Presse herrscht die Ansicht, daß Clemenceau sich durch Ausschluß von Kapazitäten und Charakteren, wie Millerand, den stärksten persönlichen Einfluß sichern will. Pichon und Picquart gelten als ihm unbedingt ergeben. Millerand hat abgelehnt, weil er sich nicht im Justizministerium kaltstellen lassen, sondern das Auswärtige haben wollte.

* * *

Energische Frauenagitatorinnen. Das englische Unterhaus eröffnete gestern bei stark besetztem Haus seine Herbstsaison.

Während der Sitzung verschafften sich etwa dreißig bekannte Agitatorinnen für die Erweiterung des Frauenstimmrechts Zutritt zu der Zentralhalle neben dem Foyer des Hauses und veranstalteten dort eine Kundgebung. Einige riefen: „Gerechtigkeit für die Frauen! Stimmrecht für die Frauen!", während andere Flaggen schwenkten. Die Polizei schritt alsbald ein, die Frauen weigerten sich aber, die Halle zu verlassen und mußten mit Gewalt aus dem Bereich des Hauses entfernt werden. Die Anführerinnen der Kundgebung wurden nach der nächsten Polizeistation gebracht.

Breslauer Nachrichten.

Breslau, 25. Oktober.

Achtung, Parteigenossen!

Die Genossen, die noch im Besitz von

Haus-Listen für die Stadtverordnetenwahlen

sind, werden dringend ersucht, diese Listen umgehend an die Bezirks- bezw. Distrikts-Führer abzuliefern, damit die weiteren Wahlarbeiten erledigt werden können.

Das sozialdemokratische Wahlkomitee.

Achtung, Parteigenossen!

Alle Genossen, die am Stadtverordneten-Wahltage,

am Sonnabend, den 10. November,

bei der Wahlarbeit helfen wollen, werden ersucht, sich umgehend im Partei-Sekretariat, Neue Graupenstraße Nr. 5, 2. Etage, zu melden.

Insbesondere werden

schreibgewandte Genossen

gebraucht, die als Listenführer usw. tätig sein müssen. Die Arbeit wird entschädigt.

Das sozialdemokratische Wahlkomitee

Sombarts Schwanenlied.

In Stunden des Abschieds sentimentale Lieder zu singen, ist gewiß das angestammte Recht jedes biederen Deutschen. Wenn aber Professor Sombart, in dem Augenblicke, wo er mit einem Vortrage über „Soziale Rückblicke und Ausblicke" von der hiesigen Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform Abschied nimmt, dann wird man mit Recht sagen, daß aus dieser Sentimentalität, die sich darüber beklagt, daß über den sozialen Streitfragen der Zeit die rein menschlichen so ganz vergessen worden sind, eine müde Resignation spricht. Ein großes Stück seines Lebenswerks hat Sombart hier in Breslau und nicht zuletzt in der Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform geleistet. Und nun er darauf beim Scheiden zurückblickt, da erkennt er, daß er auch zu jenen gehörte, die einst mit den vom Hoffnungswinde ge-

blähten Segeln hinausfuhren, die aber nun mit nackten Masten zurückkehren.

Die Entwickelung unserer sozialen Verhältnisse hat, wie Sombart selbst ausführte, den Gang genommen, den er ihr vor mehr als fünf Jahren in der ersten Versammlung der hiesigen Ortsgruppe voraussagte; aber die Entwickelung ist eine so rapide geworden, daß sie ihn selbst und seine Ideen überholt hat. Professor Sombart hat sich in seinen Hoffnungen über den Entwickelungsgang der modernen Arbeiterbewegung Deutschlands getäuscht, sie ist nicht den von ihm gewünschten Weg zur reinen Konzentration der Kräfte auf den wirtschaftlichen Kampf gewandelt, sondern von Jahr zu Jahr sind ihre Wege andere geworden, bis sie nach Mannheim führten, wo festgestellt wurde, daß nur im sozialistischen Geiste geleitete Gewerkschaften die Befreiung der Arbeiterschaft herbeiführen können.

So sah Sombart den Traum von der Einheitlichkeit der Arbeiterbewegung auf dem Boden der neutralen Gewerkschaft immer mehr verblassen, seine Verwirklichung in immer weitere Ferne rücken, und da er die Konsequenzen zu ziehen sich scheute, blieben ihm als letzter Rettungsanker die Gewerkvereine und vor allem die christlichen Gewerkschaften übrig. Nicht mehr in der Einheitlichkeit sieht er nun seiner sozialpolitischen Weisheit letzten Schluß, sondern darin, daß jene teilweisen Neugebilde den freien Gewerkschaften ein heilsames Gegengewicht bilden und letztere zu paktieren gezwungen werden. Dabei hat die Stellungnahme Sombarts seit dem letzten christlichen Gewerkschaftskongresse wieder eine leise Aenderung erfahren. Nicht mehr darin sieht er die Aufgabe der Christlichen, daß sie unsere Gewerkschaften zwingen, mit ihnen zu paktieren, sondern ihre Existenzberechtigung liegt nach Sombart darin, daß durch ihre bloße Anwesenheit die sozialdemokratische Arbeiterbewegung gezwungen werde, praktischer zu werden, sich in das Gebiet des Realen zu begeben. Als ob die freien Gewerkschaften nicht, noch ehe ihnen in den christlichen und überchristlichen Vereinen eine angebliche Konkurrenz erwachsen war, die Fähigkeit besessen und bewiesen hätten, sich den gegebenen realen Verhältnissen anzupassen! Wenn aber jetzt in Mannheim von den Gewerkschaftsführern ausdrücklich die Notwendigkeit der immer größeren Durchdringung der Arbeiterbewegung mit dem Geiste des Sozialismus gefordert worden ist, dann eben doch nur, weil die Entwickelung eine Verschärfung und Vertiefung des Kampfes — wie Sombart selbst zugibt — gebracht haben, an den viele früher nicht geglaubt haben.

Die Gewerkschaftsführer sind nun konsequent genug, allein im Sozialismus den Frieden nach diesem Kampfe zu finden, während Herr Sombart gestern noch nach einem Auswege spähte und eingestand, daß er ihn nicht finden könne. Daß ein solcher der Staatssozialismus so lange nicht ist, als wie bei allen heutigen staatlichen Unternehmungen das Verhältnis des Arbeiters zum Betriebe genau so gestaltet ist wie bei den Privatunternehmungen, so lange die Arbeiter sich nicht als Besitzer der Produktionsmittel wissen und fühlen, sondern in den Staats- und Gemeindebetrieben als Arbeiter dem Staate und der Gemeinde als „Arbeitgeber" gegenüberstehen, ist selbstverständlich. Wenn aber schließlich Sombart einen Ausweg aus den immer heftiger werdenden sozialen und wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart uns im bewaffneten Frieden, im Tarifvertrage erblickt, so ist das eben die obengenannte müde Resignation, zu der ihn die Scheu vor den letzten Konsequenzen führen muß. Denn auch im Wettbewerb der Völker untereinander ist nicht der bewaffnete Friede das letzte Ziel, er wäre ein Unsinn, wenn hinter ihm nicht die Idee des ewigen Friedens steht. Für die wirtschaftlichen Kämpfe aber ist dieser Frieden der Sozialismus.

Professor Sombart hat in seiner Abschiedsrede der Genugtuung Ausdruck gegeben, daß es ihm vergönnt war, mit Sozialdemokraten zu diskutieren. Wir entnehmen daraus, daß er die unberechtigten Vorwürfe, die er in früheren Jahren bisweilen gegen die Sozialdemokraten erhob und die eine große Erregung unter der Breslauer Arbeiterschaft hervorriefen, heut nicht mehr aufrecht erhält. Das soll jeden Mißton bei seinem Scheiden in uns verstummen lassen; auch wir werden fortan der Stunden gern gedenken, da wir mit ihm die Klingen kreuzten.

---

* **Für die Gabitzvorstadt** findet Donnerstag, den 25. Oktober, Abends 8 Uhr, bei Bräuer, Etablissement „Zur frohen Stunde", eine öffentliche Versammlung statt. Genosse Kaul wird über das Thema „Menschliches, Allzumenschliches!" (Hohenloheenthüllungen und Köpenick) sprechen. Genossen, sorgt für guten Besuch der Versammlung und bringt auch Eure Frauen mit.

* **In Groß-Mochbern** wird Sonntag, den 28. Oktober cr., Nachmittags um 3 Uhr, im Saale des Herrn Lompa eine Volksversammlung tagen, und zwar wird Parteisekretär Genosse Neukirch-Breslau über die Frage referieren: „Was wollen die Sozialdemokraten?" Ueber das, was die Sozialdemokratie will, werden in Gr.-Mochbern und Umgegend von unseren Feinden die unglaublichsten Behauptungen aufgestellt. In der Versammlung soll über die Ziele der Sozialdemokratie die nötige Klarheit geschaffen werden. Sei deshalb jeder zur Stelle. Frauen haben Zutritt.

* **Zur nächsten Volksvorstellung**, die am kommenden Sonntag Heinrich Laubes, des Sohnes unserer Provinz, „Graf Essex" bringt, sind in der Expedition unserer Zeitung, Neue Graupenstraße 5/6, Hof III, noch Eintrittskarten zu erhalten.

* **Die Freie Literarische Vereinigung** eröffnet ihre Saison Freitag den 26. Oktober, Abends 7½ Uhr, im Saale der Gesellschaft der Freunde mit einer Rezitation des Generalintendanten Ernst von Possart-München, der Szenen aus dem Bühnenweihfestspiel „Parsifal" vortragen wird. Herr v. Possart hat Rezitationen aus anderen Wagner-Werken bereits in München mit glänzendem Gelingen veranstaltet. Für die Abonnenten der Freien Literarischen Vereinigung wird es interessant sein, eine Schöpfung des großen Musikdramatikers Richard Wagner, den viele gerade als Dichter besonders hoch stellen, ohne die Hilfen der Musik und der Szene auf sich wirken zu lassen. Wenn einer dieses Experiment zum Erfolge führen kann, so ist es der Wagnerkenner und Meisterredner Ernst von Possart. Die zweite Veranstaltung der Saison wird am Dienstag, 27. November, eine Ibsen-Feier unter Mitwirkung von Dr. M. G. Conrad (München) und Hofschauspieler Paul Wiecke (Dresden) bringen.

Mitteilungen aus den Gewerkschaften.

Achtung, Innenputzer! Freitag, den 26. Oktober, Abends 7½ Uhr findet im Roten Löwen auf der Kupferschmiedestraße eine Mitgliederversammlung statt. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gegeben werden. Das Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Aus Schlesien und Posen.

Kleine provinzielle Nachrichten.

Im Mitteldorfe von **Langenöls** verübte die Witwe Krause Selbstmord, indem sie sich auf dem Friedhofe, als sich ein in der Nähe arbeitender Maurer entfernte, erhängte. Schwermut über eine anhaltende Herzkrankheit soll das Motiv zur Tat gewesen sein. — Zwischen **Wiesa** und **Greiffenberg** kam es zwischen Arbeitern zu Schlägereien, ein Arbeiter wurde schwer verletzt und ist bereits gestorben. — Auf der Moisdorferstraße bei **Jauer** wurde ein Dienstmädchen, das ihre in Moisdorf wohnenden Eltern besuchen wollte, von einem Manne überfallen und ihres Geldes beraubt. Der Täter versetzte dem Mädchen eine Ohrfeige, warf mit Steinen nach ihr und entriß ihr schließlich eine Handtasche, in welcher sich Geld befand. Die Hilferufe des Mädchens blieben ungehört, und es gelang dem Räuber zu entkommen. — Auf der Zahnradstrecke der Eulengebirgsbahn zwischen **Silberberg-Stadt** und **Silberberg-Festung** hat ein erheblicher Bergsturz stattgefunden; weiterer Nachsturz wird befürchtet. Der Personenverkehr kann durch Umsteigen aufrecht erhalten werden. Menschen sind nicht verunglückt. — Im Alter von 104 Jahren ist der Altsitzer Peter Wieklinski in **Schrimm** (Provinz Posen) gestorben. Der Verstorbene, der früher selbständig das Fleischergewerbe betrieb, war zwar in den letzten Jahren körperlich schwach und bettlägerig, hatte sich jedoch seine geistige Frische bis zu seinem Tode erhalten. — Das 8jährige Söhnchen des Häuslers Bartosz **aus Izbice** bei Rawitsch wollte ein Kalb vom Bahndamm herunterjagen, um dasselbe vor dem Ueberfahrenwerden zu bewahren. Dabei wurde das Kind selbst vom Zuge erfaßt, überfahren und sofort getötet. Der Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und rollte die Böschung hinab. — Der Kutscher Franz Kliesinski aus **Nakel** fuhr mit dem Gespann des Unternehmers Quandt den Damm zu der Besitzung des Torfstechers Seefeld entlang, als gerade der von Nakel 1,50 Uhr abgehende Personenzug herannahte. Ob nun der alte Mann das Klingeln des Zuges überhört hat oder noch vor dem Zuge herüberfahren wollte, ist nicht festgestellt. Der Zug ging K. über den Kopf und tötete ihn auf der Stelle. Die Pferde rissen sich los und wurden unverletzt wieder aufgefangen.

Versammlungen und Vereine.

* **Eine Wähler-Versammlung für den 23. Stadtverordneten-Wahlbezirk** tagte am Sonntag, den 21. Oktober, im Saale des Herrn Wollin auf der Berliner Chaussee. Der Referent, Mehrlein, der Kandidat für genannten Bezirk, führte etwa folgendes aus: Redner habe die Herren Stadtverordneten Weide und Bensky schriftlich zu dieser Versammlung eingeladen, wer aber nicht kam, waren die genannten Herren, wahrscheinlich, weil dieselben sich vor einer Aussprache mit Mehrlein fürchteten. Alsdann kritisierte dieser das Verhalten der Liberalen im Stadtparlament, die schon seit beinahe 80 Jahren in Breslau regieren und bis heute noch nichts für die arbeitende Bevölkerung Breslaus getan hätten, wenn sie nicht von den zwei Vertretern der Sozialdemokratie an ihre Pflicht ernstlich gemahnt worden wären. Auch die 48 Mann starke Fraktion der Freien Vereinigung, ein Mischmasch von Konservativen und Zentrümlern, nahm Redner gehörig unter die Lupe, indem er betonte, daß dann, wenn wir nicht in den zur Wahl stehenden Bezirken siegen, wahrscheinlich der Mischmasch ans Ruder kommen werde. Um dieses zu verhindern, muß der letzte Mann der Arbeiterwähler an die Wahlurne, damit der Sieg unser werde. An der Hand von Zahlenmaterial zeigte Redner, wie bis jetzt in Breslau gewirtschaftet wurde. Er erwähnte die unnötigen Ausgaben, die unsere Herren Stadtväter bewilligten, ohne die Steuerzahler zu fragen, als da sind die 30,000 Mark für den Kronprinzen, die 50,000 Mark zur Ausschmückung der Stadt usw. Auf der anderen Seite aber leiden die Kulturaufgaben gänzlich. Um dieser Mißwirtschaft ein Ende zu machen, müssen mehr Arbeitervertreter in das Stadtparlament. In der Diskussion fand die Rede des Referenten lauten Widerhall. Im Schlußwort forderte Genosse Mehrlein alle Anwesenden auf, dafür zu sorgen, daß auch der letzte Arbeiterwähler aufgerüttelt und an die Wahlurne kommt; geschieht dies, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht siegten. Mit einem Hoch auf die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie schloß der Vorsitzende, Genosse Willner, die Versammlung.

Böttcher-Versammlung. Am 17. d. Mts. tagte im Lokal „Zum kühlen Strand der Oder" eine außerordentliche Mitgliederversammlung des Zentralvereins der deutschen Böttcher- und Böttcherei-Hilfsarbeiter der Filiale Breslau. Zum ersten Punkt der Tagesordnung Abrechnung vom 3. Quartal erstattete Kollege Henke den Kassenbericht. Die Einnahme der Hauptkasse betrug 601 Mark, die Ausgabe 309.55 Mark, mithin konnten 291.45 Mark an die Hauptkasse gesandt werden. Die Einnahme der Lokalkasse betrug 121.85 Mark, die Ausgabe 66.54 Mark, bleibt ein Ueberschuß von 55.31 Mark. Auf Antrag der Revisoren wurde dem Kassierer Entlastung erteilt. Im Anschluß an die Abrechnung entspann sich eine lebhafte Debatte über die verschiedenen Kollegen aus der Lokalkasse bewilligten Darlehen. Der Vorsitzende wird beauftragt, die Betreffenden brieflich an ihre Pflicht zu erinnern. Zum 2. Punkt der Tagesordnung: Der Lohntarif in den Brauereien, erstattete Kollege Kalese den Bericht. Aus demselben ging hervor, daß zwar durch den neuen Tarif Verbesserungen erzielt worden sind, doch hätten dieselben noch erhöht werden können, wenn die Vertreter der an dem Tarifabschluß beteiligten Organisationen unter sich einig gewesen wären. Nach einer ausgedehnten Debatte, an der sich auch ein Vertreter des Brauereiarbeiter-Verbandes beteiligte, wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Die heutige Mitgliederversammlung der Zahlstelle Breslau des Zentralverbandes der deutschen Böttcher und Böttcherei-Hilfsarbeiter erklärt sich mit dem Tarifabschluß mit den hiesigen Brauereien einverstanden und spricht der Tarif-Kommission für ihre Mühe die vollste Anerkennung aus. Die Versammelten versprechen nach wie vor treu zum Verbande zu halten, jede Zersplitterungsversuche anderer Organisationen energisch zurückzuweisen, und für die weitere Ausbreitung des Verbandes auf das beste Sorge zu tragen."

Unter Punkt „Verschiedenes" wurde ein Antrag, die Strafe für das Versammlungsschwänzen von 10 auf 20 Pfennige zu erhöhen, bis zur nächsten Versammlung vertagt. Beschlossen wurde, ein Vergnügen im Laufe des nächsten Monats im Lokal „Zum kühlen Strand der Oder" abzuhalten. Nachdem Kollege Kalese auf die kommenden Stadtverordneten-Wahlen aufmerksam gemacht und die Kollegen ermahnt hatte, sich recht rege daran zu beteiligen, schloß er die gut besuchte Versammlung.

Barbier-Versammlung. In einer am Mittwoch im Restaurant zur „Stadt Wien" abgehaltenen Mitgliederversammlung des Verbandes der Friseurgehilfen referierte Genosse Darf über das Thema: „Warum muß sich der Arbeiter organisieren". Der Vortrag wurde von der gut besuchten Versammlung mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Genosse Krenzel ermahnte die anwesenden Kollegen, eifrig mitzuarbeiten an dem Ausbau der Organisation. Ein jeder habe die Pflicht als Arbeiter, sich dort zu organisieren, wo seine Interessen vertreten werden. Unter anderem wurde dann beschlossen, am Mittwoch, den 24. Oktober, Abends ½10 Uhr, im Glassalon des Pariser Gartens eine Protestversammlung abzuhalten, in welcher Kollege Steinmüller-Leipzig über das seitens des Innungsbundes geplante Attentat auf die gesetzlichen Bestimmungen über unsere Sonn- und Wochentagsruhe referieren soll.

Neueste Nachrichten.

Eine Betriebsstörung.

Aus Trier wird uns berichtet: 20 Tonnen glühender Eisenmasse sind infolge falscher Regulierung des hydraulischen Roheisenmischers auf dem Havinger Stahlwerk in die Gußhalle eingedrungen. Das glühende Metall hat im Stahl- und Walzwerk alles zerstört. Der Betrieb ruht. Menschen sind zum Glück nicht verwundet.

Vergnügungen.

* Im **Viktoriatheater** bringt jetzt allabendlich Mestrum, der hier so überaus beliebte Humorist, unter stürmischem Beifall mit seinem neuesten Schlager „Das ist die echte, deutsche Disziplin" den hochaktuellen Hauptmann von Köpenick auf die Bühne. Von ihrer Anziehungskraft haben die sensationellen Produktionen der Familie Lorch und der Freres Riego noch nichts eingebüßt. Auch die liebliche Hansi Hanke erfreut nach wie vor die Herzen des Publikums durch ihren reizend pointierten Vortrag „Theater-Blut". Zusammen mit den übrigen Attraktionen bietet das brillante Oktober-Programm einen wirklich genußreichen abwechselungsvollen Abend.

Briefkasten.

Brieg 31. 1. Ist der Vater durch Urteil zur Zahlung der Alimente bis zum 14. Lebensjahre verpflichtet, so handelt es sich bestimmt um ein Kind, das vor 1900 geboren ist; die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches finden dann keine Anwendung. 2. Eine Verzinsung rückständiger Alimente kann nicht verlangt werden. 3. Wegen Abnahme der Vormundschaft muß sich der Vormund an das Gericht wenden.

A. N., Schönfeldendorf. Dr. Häusler, Neudorfstraße Nr. 9, 1. Etage (Sprechstunden Sonntags von 10—12 Uhr).

O., Trebnitz. Derartige delikate Sachen können wir nur veröffentlichen, wenn Sie uns ausreichendes Belastungsmaterial zur Verfügung stellen.

O. U., hier. Ihre Ehe wird in Deutschland als giltig geschlossen angesehen.

10. Quittung.

Für die Stadtverordnetenwahlen gingen noch ein:

Bereits quittiert	304.09	Mk.
Liste 61, Distrikt 4, durch Scholz	6.95	„
Sparverein Abteilung 2 Linke, durch Scholz	2.80	„
Liste 139, Distrikt 10, durch Jänisch	10.70	„
Liste 159, Distrikt 10, durch Jaite, ges. bei Schröter u. Lehmann	7.75	„
C. K.	2.00	„
Willim	10.00	„
Liste 146, Distrikt 11, durch Aberholb	2.60	„
Liste 46, Distrikt 9, durch Sedaczek, ges. von Arbeitern der Firma Gebr. Bauer	26.25	„
Summa	373.14	Mk.

Sammellisten sind im Parteisekretariat, Neue Graupenstr. 5, II., zu haben.

Wetterkarte des öffentlichen Wetterdienstes.

Mittwoch, den 24. Oktober.

	Heute früh 7 Uhr			Temp.-Extr.		Wetter
	Temp.	Wind	Ndschl.	Max.	Min.	
Rosenthal b. Br.	5	NO 1	0	18	4	wolkig
Beuthen OS.	4	NO 3	0	14	4	„
Babelschwerdt	6	NW 1	0	16	6	Nebel
Görlitz	8	O 2	0	15	7	bedeckt
Ostrowo	4	NO 3	0	12	4	„

Vereins-Kalender.

Breslau.

Gewerkschaftshaus.

Mittwoch, den 24. Oktober:

Maler. Abends 8 Uhr: Generalversammlung.

Zentral-Verband der Töpfer. Mitglieder-Versammlung. Abends 8 Uhr. Zimmer 2.

Arbeiter-Radfahrer-Verein „Breslau". Jeden Mittwoch: Vereinsabend.

Mitteilungen der Distrikts- und Bezirksführer des Sozialdemokratischen Vereins:

Distrikt 6 (Nikolaitor).

Bezirke 4 u. 15 (umfassend Anderssenstraße 1—31 und von 2—30). Mittwoch, den 24. Oktober, Abends 8 Uhr: Zusammenkunft und Zahlabend. Wegen wichtiger Angelegenheit bitte recht zahlreich zu erscheinen. Die Bezirksführer.

Bezirke 5, 19 u. 20 (umfassend Friedrich-Wilhelmstraße Nr. 50—106 und 53—109). Freitag, den 26. Oktober, Abends 8 Uhr: Zusammenkunft der Mitglieder wegen wichtiger Besprechung im bekannten Lokal. Die Bezirksführer.

Distrikt 8 (Obertor).

Sonnabend, den 27. Oktober, Abends 8½ Uhr: Abrechnung.

Distrikte 10 und 11 (Sandthor).

Mittwoch, den 24. Oktober, Abends 8 Uhr, findet bei Fritz, Kreuzburgerstraße 15 (Germaniabad) eine Zusammenkunft sämtlicher Bezirksführer, die im Wahlbezirk 28 tätig sind, statt. Alle Genossen, die sich an den Wahlarbeiten beteiligen wollen, sind dringend eingeladen. Da uns nur noch sehr kurze Zeit zur Verfügung steht, ist es Pflicht eines jeden, bestimmt und pünktlich zu erscheinen.

Distrikte 14 u. 15 (Ohlauer Tor).

Sonntag, den 28. Oktober, früh 8 Uhr: Zusammenkunft sämtlicher Mitglieder im Distriktslokal, Barmerstraße 61. Besonders die Genossen vom 14. Distrikt werden gebeten, auch einmal zu erscheinen. Die Distriktsführer.

Distrikt 17 (Schweidnitzer Tor).

Donnerstag, den 25. Oktober, Abends 8 Uhr: Zusammenkunft im Distriktslokal, Lohestraße 77. Besprechung der Distriktsangelegenheiten und anderer Vereinsangelegenheiten. Alle Bezirksführer und Vertrauensleute, besonders die des 5. Bezirks, bitte ich, vollzählig zu erscheinen. Der Distriktsführer.

Distrikt 18 (Innere Stadt, Ostkreis).

Sonntag, den 28. Oktober, früh 8 Uhr: Agitation zu den Stadtverordnetenwahlen.

Distrikt 19 (Innere Stadt, Westkreis).

Sonntag, den 28. Oktober, früh 8 Uhr: Flugblattverbreitung, zu welcher jeder Genosse im Distriktslokal erscheinen möge.

Land-Distrikt 4 (Gräbschen und Umgebung).

Die Genossen werden ersucht, sich Sonntag, den 28. Oktober, früh 5½ Uhr, an einer Flugblattverteilung zu beteiligen. Die Gräbschener Genossen wollen sich beim Distriktsführer sammeln, die übrigen Radfahrer in Oyenau.

Land-Distrikt 7.

Bezirk 3. Mittwoch, den 24. Oktober, Zusammenkunft im bekannten Lokal.

Land-Distrikt 8.

Sonntag, den 28. Oktober, Nachmittags 3 Uhr: Zusammenkunft.

Verantwortlicher Redakteur: Theodor Müller. — Redaktion und Expedition: Neue Graupenstr. 5/6. — Verlag von Oskar Schütz. — Druck von Th. Schatky G. m. b. H. — Sämtlich in Breslau.

In Fortsetzung unserer grossartigen Reorganisation sind wir nun beim

Schuhwaren-Lager

angelangt. — Wir veranstalten in dieser Abteilung einen gewaltigen

Kehraus.

Neuaufnahme einheitlicher Marken und Preise

veranlassen uns, sämtliche Einzelbestände ohne Rücksicht auf materielle Opfer schleunigst abzustossen.

Wir sind ausser Stande, der grossen Qualitätsunterschiede halber einen Einheitspreis festzusetzen, erklären jedoch ausdrücklich, dass **Schuhwaren zu diesen Preisen** (bei gleicher Qualität) **hier unseres Wissens** noch nicht verkauft wurden. — **! Drei Preisgruppen !**

Gruppe I

Damen-Rossleder Knopf- u. Schnürstiefel, warm gefüttert . . .
Damen-Rosslederzugstiefel . . .
Damen-Rossleder-Knopfstiefel, mit Lackblatt . . . . . .
Herren-Tuchzugstiefel, mit Lackbesatz . . . . . .
Herrenzugstiefel, div. Ledersorten, Gr. 40—43,

Jedes Paar **3.95**

Donnerstag Freitag

Gruppe 2

Damen-Chrom-Box-Schnür- und Knopfstiefel, warm gefüttert .
Damen-Chevreaux- u. Chrom-Box-Knopf- u. Schnürstiefel . . . .
Herr.-Wichskalb-Schnallenstiefel warm gefüttert. . . . . .
Herren-Zug- u. Schnürstiefel in verschiedenen Ledersorten

Jedes Paar **6.75**

Donnerstag Freitag

Gruppe 3

Damen-Box-Calf Schnür- u. Knopf-Stiefel, m. echt. Lammfellfutter
Damen-Kalb-Satin-Knopfstiefel, mit Lackbesatz . . . . . .
Damen-Box-Calf-Knopfstiefel . .
Herren-Box-Calf-Schnallenstiefel, warm gefüttert . . . . . .
Elegante Herren-Chevreaux-Schnürstiefel mit Lackbesatz .
Herren-Lack-Besatzzugstiefel .

Jedes Paar **8.75**

Ferner empfehlen wir:

Damen-Lacktuch-Salonschuhe	Paar 1.65	Knaben-Joppen aus haltbarem Loden, warm gefüttert, für das Alter von 3—9 Jahren .	2.45
Damen-Lacktuch-Spangenschuhe	Paar 2.95	Knaben-Joppen-Anzüge aus haltbarem Loden, warm gefüttert, für das Alter von 3—9 Jahren .	3.35
Damen-Filz-Schnallenschuhe mit Filz- und Ledersohle, Absatzfleck . . .	Paar 3.25	Loden-Joppen, warm gefüttert, für das Alter von 10—14 Jahren	2.95
Herren-Filz-Schnallenschuhe mit Filz- und Ledersohle, Absatzfleck . . .	Paar 3.75	Herren-Loden-Joppen, warm gefüttert, sehr haltbar	4.95
Damen-Leder-Hausschuhe, warm gefüttert	Paar 2.85	Herren-Stoff-Anzüge, tadelloser Sitz, neueste Karos und Streifen, gute Verarbeitung . .	11.50
Herren- und Damen-Jute-Pantoffeln	Paar 25 ₰	Herren-Winter-Paletots mit Plaidfutter aus haltbaren Stoffen	11.50

Teller-Mützen für Knaben und Mädchen, modernste Ausführung . . . . . Stück 98 ₰,	68 ₰
Herren-Sport-Hüte grün . . . . . Stück	95 ₰
Knaben-Filzhüte, kleine Form . . . . . Stück	95 ₰
Herren-Filzhüte, weich, schwarz . . . . . Stück	1.45
Herren-Filzhüte, schwarz, steif . . . . . Stück	2.45
Herren-Filzhüte, weich, farbig, weit unter Preis, durchweg Stück	2.25

Stadt-Theater.

Mittwoch:
„Fra Diavolo".
Donnerstag
zum 1. Male:
„Die Magd als Herrin".
Hierauf zum 1. Male:
„Der Herr Kapellmeister".
Zum Schluß:
„Guten Morgen, Herr Fischer".
Freitag
Anfang 7 Uhr:
„Siegfried".

Lobe-Theater.

Mittwoch:
„Der Kongreß von Sevilla".
Donnerstag:
„Der Kongreß von Sevilla"
Freitag
zum 1. Male:
„Das elfte Gebot".

Volks-Vorstellungen im Thalia-Theater.

Mittwoch
Gruppe C. 1. Vorstellung:
„Spatzenliebe".
Donnerstag
Gruppe D, 1. Vorstellung:
„Spatzenliebe".

Liebich's Etabl.
Telephon 1648.
Gänzlich neues Programm.
Anfang 7½ Uhr.

Zeltgarten.

Dir.: H. Kreinsik.
Gänzlich neues Programm.
Solnes-Trio
französischer Jagdsalt mit Gesang.
Steiner
prestigiator.
4 Villards
französische Jongleurs
Lie-Tableaux
mit neuen Bildern.
Entree 30 Pfg.
Reserviert 50 Pfg.

Victoria-Theater

(Simmenauer Garten).
Neues Programm.
12
Attraktionen.
Sonntagen gültig.
Anfang 7½ Uhr.

Palmengarten.

Dir. H. Kreinsik.
Doppel-Konzert
Elite-Orchester Grimm.
Original-Ungarische
Zigeuner-Kapelle „Tulipan".
Entree frei.

Konzerthaus Flora.

Dir. H. Kreinsik.
Heute:
Oktoberfest
à la München.
Vergnügtlich.
3 Kapellen.
Das Haus ist von Herrn Dekor. Malermeister prächtig dekoriert. Bedienung in Orig.-Münchener Kostüm aus dem Atelier Adam.
Entree frei!

Gold — Gold
kauft Pfänder jeder Art, Gold, Silber, Wäsche, Kleidungsstücke 2c. 4331
Dr. Schneider, Weinbergstraße 23.

Königlich Rumänischer
Zirkus
Cesar Sidoli
im Zirkus Busch-Gebäude.
200 Personen. 123 Pferde.
Eine Herde Elefanten.
Zum ersten Male in Breslau.
Heute Mittwoch, den 24. Oktober, abends 8 Uhr:
1. Sports-Vorstellung.
Zum ersten Male:
Tourbillon-équestre
mit
35 Hengsten 35
einzeln und in Gruppen vorgeführt vom
Direktor Cesar Sidoli.
Neu! Nicodème
das beste Springpferd der Welt (1. Preis von Ostende) geritten von Fräulein Gusta von Rettenl.
mr. George-François
Jongleur zu Pferde mit seinem Diener Carzen.
The 3 Newmen
die fliegenden Menschen.
Madame de Valsois
mit ihren 4 indischen
Wunder-Elefanten.
Programm 18 Nummern.
Billettverkauf: Von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends im Zigarrengeschäft von Gustav Ad. Schleh, Schweidnitzerstr., Ecke Ringcentrum und an der Zirkuskasse von 11 Uhr morgens ununterbrochen. 4698

Das Feenreich
(Zeltgarten-Tunnel)
ist eröffnet.
Die prachtvollste Dekoration, welche Breslau je gesehen hat.
Damen-Trompeter-Korps.
Entree frei.

Damen-Filzhüte
Hüte in b. Fabrik
billigst direkt
Neue Graupenstraße 11, Hof.
Frauen & Kinder.
Hüte werden umgearbeitet.

Restaurant zur Bauernschänke

Neue Gasse 2
an der Liebichshöhe.
Täglich:
Künstler-Konzert.
Bedienung: Münchnerinnen in Original-Kostümen.
Jeden Sonnabend:
Eisbeine.
Inh.: A. Feuerer. 4825

Paletots
marengo Mk. 15.— kariert
Anzüge
von Mk. 14.— an.
„Zum Magnet"
Albrechtsstrasse 11,
II. Viertel vom Ringe rechts.

Pianos,
Flügel und Harmoniums größte Auswahl, jede Preislage. Teilzahlungen. Miete, Reparaturen, Stimmen. [4326
Georg Neumann,
Breslau, Neue Graupenstrasse 13.

Verblüffend wirkt
Helconius
bestes
Radikal-Reinigungs-Scheuermittel
besser und billiger wie alle anderen Putzmittel, enthält keinen Sand und übertrifft alle Englischen Produkte. [4633
à Paket 15 Pf. Inhalt 1 Pfund.
Zu haben in allen Drogen-, Kolonial- und Seifenhandlungen.
Alleiniger Fabrikant:
Cl. Mühlenberg
Breslau II.

Pfandleih-Institut.
Geld auf Pfänder leiht Pfandleih-Institut, Breitestraße 61, I. [3801

Neu! **Kinematograph** Neu
Theater lebender Photographien
Klosterstraße Nr. 17, Nähe der Großen Feldstraße.
Täglich geöffnet von 5—11 Uhr abends
Sonntag von 11—2 und von 3—11 Uhr abends } ununterbrochen Vorstellung.
Kinder 10 Pfg., Erwachsene 20 Pfg., 1. Platz 30 Pfg.
Zur Vorführung gelangen nur die neuesten Natur-, Sport- und Humoristischen Bilder. — Stets abwechselndes Programm. 4719
Um zahlreichen Besuch bittet Der Besitzer: P. Weissflog.

Spottbillig!

Herren-Trikothosen	85 Pf.
Knaben-Trikothosen	62 Pf.
Herren-Trikothemden	100 Pf.
Socken, schwere Qualität	25 Pf.
Socken, reine Wolle	48 Pf.
Knaben-Sweaters, ca. 2000 z. Auswahl	95 Pf.
Herren-Hemden, Barch., extra gute Qual.	105 Pf.
Knaben- und Mädchen-Hemden	40 Pf.

Nur durchaus haltbare Qualitäten.
Lucas Nachf. Fraenkel,
54 Schmiedebrücke 54. 4760

Soeben erschienen:
Kinder-Elend
Proletarische Gegenwartsbilder von **Otto Rühle.**
Preis: 75 Pf.
Zu haben in der Expedition der Volkswacht.

1. Beilage zu Nr. 249 der „Volkswacht“.

Donnerstag, den 25. Oktober 1906.

Der Kaiserdeputierte vor den Geschworenen.

Der zweite Tag der Verhandlung gegen den Vorschmied Heinrich Hirsch, an dem der Prozeß zu Ende geführt wurde, war den Entlastungszeugen gewidmet. Es waren deren nicht weniger als 80 geladen, so daß die Verhandlung erst in später Abendstunde ihr Ende erreichte.

Zunächst wurden

mehrere Schulkinder

vernommen, die bekunden, sie hätten zwar am Krawall-Abend gegen kleine Geldgeschenke

tüchtig „Hurra“ geschrien;

sie verneinen aber die Frage, ob Hirsch es gewesen, der ihnen das Geld gegeben hat. — Sodann wurde der Arbeiter

Franz Bielwald

aufgerufen, der zunächst unvereidigt vernommen wird. Er trägt jetzt an seinem linken Armstumpf eine künstliche Hand. Zeuge berichtet über die bekannten Vorgänge, die für ihn einen so verhängnisvollen Ausgang genommen haben. — Der Vorsitzende teilt mit, daß das Ermittelungsverfahren nach dem Schutzmann, der dem Bielwald die Hand abgeschlagen hat, auch bis jetzt noch kein Ergebnis gehabt habe; festgestellt sei bloß, daß der Säbelhieb mit einem scharfgeschliffenen Säbel und mit einer gewissen Kraft ausgeführt worden sein müsse. — Die nachträgliche Vereidigung Bielwalds wird beschlossen, weil das Gericht zu der Ansicht gekommen ist, es lasse sich positiv nicht nachweisen, daß Bielwald an dem Krawall aktiv irgendwie beteiligt sei. — Zeuge Polizeikommissar Schmidt, zu dessen Revier [illegible] Bielwalds gehört, wurde auf seinen Wunsch vernommen, da er

Neues zum Fall Bielwald

bekunden könne: Es ist in der Verhandlung vor der Strafkammer und auch heute wieder gesagt worden, die Tür des Hauses Hildebrandtstraße 25 sei geschlossen gewesen und sei von den Schutzleuten mit Gewalt aufgerissen worden. Diese Behauptung schien mir, so bekundete Zeuge, so ungeheuerlich und der Tatbestand so unmöglich zu sein, daß ich darüber bei den Hausbewohnern Ermittelungen anstellte. Der Wirt des Hauses sowie dessen Bruder haben mir nun gesagt, daß sie zwar angeordnet hätten, die Haustür zu schließen, sie sei aber von Leuten immer wieder aufgerissen worden, so daß die Tür nicht dauernd geschlossen gewesen sei. So wird es wohl auch zu erklären sein, daß ein Schutzmann, der beschimpft, getreten, geschoben und angespuckt worden, einem Mann, von dem er sich angegriffen glaubte, nachlief und ihn auch in das Haus Hildebrandtstraße 25 verfolgte. — Vom Gerichtshof wird auf Grund dieser Aussage beschlossen, den betreffenden Hauswirt zu laden. — Der Zeuge Anstreicher Scholz, der ursprünglich mit in die Voruntersuchung verwickelt gewesen, ist von einem Schutzmann mit einem Säbel über den Rücken gehauen worden. — Vorsitzender: Sie sollen geblutet haben? — Zeuge: Aber nicht zu knapp! (Heiterkeit.) — Verteidiger Rechtsanwalt Simon beantragt die Strafakten Adam und Genossen einzufordern, um aus ihnen festzustellen, daß der Kommandeur der Schutzmannschaft

Hauptmann Roll,

um die **Tumultuanten zu eruieren, angeordnet** hat, **wahllos sämtliche Verletzte in Untersuchung zu ziehen und einzusperren.** Diesem Antrag wurde auch stattgegeben. — Staatsanwalt: Wir haben hier nicht über den Kommandeuer der Schutzmannschaft zu Gericht zu sitzen! Wenn dem Verteidiger die Maßnahmen des Kommandeurs nicht gefallen, so mag er bei dessen vorgesetzten Behörde Beschwerde führen. — Verteidiger: Ich will nachweisen, daß Fehler auf beiden Seiten begangen worden sind; von den Arbeitern, die erregt waren, und auch von der Polizei. — Staatsanwalt: Wie die Polizei vorgegangen ist, geht uns hier gar nichts an. — Vorsitzender: Genügt dem Verteidiger, wenn ich feststelle, daß Kommandeur Roll die Anordnung getroffen hat, alle Verletzten in Untersuchung zu ziehen? — Verteidiger: Jawohl.

Eine große Anzahl Alibi-Zeugen der Verteidigung machen unbestimmte und sich teilweise widersprechende Zeitangaben. Mehrere ihm ungünstige Aussagen bestreitet der Angeklagte, die Leute seien bearbeitet worden. — Vors. (erregt auffahrend): Sie verschlechtern nur Ihre Position mit solchen haltlosen Behauptungen und bringen Ihren Verteidiger in eine ungünstige Lage. Angriffe auf Zeugen, denen die Wahrheit auf der Stirn geschrieben steht, dulde ich nicht. — Mehrere Arbeitskollegen schildern Hirsch als einen

ruhigen und besonnenen Menschen.

Staatsanwalt: Wie war er denn gegen solche Leute, die nicht im Verbande waren? — Ein Zeuge: Sehr „kollegialisch“. (Heiterkeit.) — Schmiedemeister Mühlbrecht stellt den Angeklagten als einen

fleißigen und geschickten Arbeiter

hin. Er ließ aber die Neigung erkennen, in der Werkstelle für den Verband zu agitieren. Mühlbrecht habe daraufhin den Hirsch mehrere Male verwarnt. — Ein Geschworener: War Hirsch gegen Leute, die nicht im Verbande waren, anders wie gegen seine Verbandskollegen? — Zeuge: Es wurde mehrfach darüber geklagt. — Derselbe Geschworene: Sie selbst haben aber bestimmte Wahrnehmungen nicht gemacht? — Zeuge: Nein. — Zeuge Kontorist Weise hat von seinem Fenster aus die Vorgänge auf dem Striegauer Platz beobachtet. Das Verhalten der Menge sei unverschämt, roh und wild (!) gewesen und die Polizei habe erst (!!) angegriffen, als die Situation es unbedingt erforderte.

Einige die durch den Kapitalismus in Auflösung begriffene Heiligkeit der Ehe bezeichnende Szenen bringt die nun folgende Erörterung der

Rungeschen Familienverhältnisse.

Runges Zeugnis, das den Angeklagten am schwersten belastet, suchte die Verteidigung bekanntlich durch Angriffe auf seinen Charakter als unglaubwürdig hinzustellen. Zunächst wird der alte Vater Runge vernommen. — Vors.: Der Zeuge Karl ist Ihr Sohn? — Zeuge: Jawohl, mein Aeltester. — Vors.: Wieviel Kinder haben Sie? — Zeuge: Es sind noch sieben. — Vors.: Und wieviel waren es? — Zeuge: Zwanzig, die Akten müssen es nachweisen. (Große Heiterkeit.) — Vors.: Ihr Sohn soll Sie einmal

wegen eines Sittlichkeitsverbrechens denunziert

haben? — Zeuge: Das ist eine lange Geschichte. Ich hatte meinen Kindern Geld gegeben und das wollte ich zurück haben. Darüber waren sie erzürnt und meine Tochter machte die Anzeige, ich hätte mit ihr unsittlich verkehrt. Ich wurde verhaftet, aber bald wieder entlassen. (Der Bescheid der Staatsanwaltschaft, nach dem der Zeuge außer Verfolgung gesetzt wurde, gelangt zur Verlesung.) — Vors.: Wie ist denn das mit der

Majestätsbeleidigung?

Zeuge: Mein Sohn Karl sagte zu mir, **wenn ich nicht die Kr . . . . hielte, würde er mich wegen Majestätsbeleidigung anzeigen.** — Vors.: Er hat es aber nicht getan. — Zeuge: Dafür hat er aber gesagt, ich hätte 1890 meine Frau mit dem Hammer erschlagen. — Vors.: Was ist denn ihr Sohn Karl sonst für ein Mann? — Zeuge: Er war schon

schlecht von der Wiege auf.

— Vors.: Haben Sie denn in Ihrer Familie nicht auf Religion gehalten? — Zeuge: Fragen Sie ihn mal, ob er das 4. und 8. Gebot kennt. (Erneute Heiterkeit.) — Vors.: Nun trauen Sie ihm denn zu, daß er hier vor Gericht unter Anrufung Gottes die Unwahrheit sagt? — Zeuge: Das **kann schon sein.** — Staatsanwalt: Der ganze Familienzwist bei Runges rührt daher, daß die erste Frau des alten Runge gestorben ist und er jetzt mit einer anderen Frau außerehelich zusammen lebt. (Heiterkeit.)

Vors. (zum Zeugen Karl Runge): Was sagen Sie zu den Aussagen Ihres Vaters? Sie stehen sich wohl mit Ihrem Vater schlecht? — Zeuge: Nein, durchaus nicht. (Lachen.) Mein Vater hat mich übrigens am 20. September von der Arbeit abgeholt und mir nahegelegt, ich möchte nicht zu ungunsten Hirschs aussagen. (Bewegung.) — Der alte Runge: Das ist nicht wahr,

mein Sohn ist der gemeinste Lügner auf der ganzen Welt.

Vors.: Hören Sie nur auf, Sie sind auch nicht der Beste.

Zum Schluß der Vormittagssitzung werden noch mehrere Leumundszeugen für Karl Runge vernommen. Pastor Wackernagel bekundet, daß Karl Runge

Vertrauensmann des evangelischen Arbeitervereins

und ein durchaus ruhiger, wahrheitsliebender und gottesfürchtiger Mensch sei. Von den Familienzwistigkeiten habe er, Zeuge, erst durch eine Notiz der „Volkswacht“ Kenntnis erhalten, in der von der Denunziation des Karl Runge gegen seinen Vater wegen Majestätsbeleidigung die Rede ist. — Staatsanwalt: Wegen dieser Notiz ist ein

Strafverfahren gegen die „Volkswacht“

eingeleitet worden, da sich die Mitteilung als unwahr herausgestellt hat.

* * *

In der Nachmittags-Sitzung gelangte die von uns bereits kurz mitgeteilte

Entscheidung des Breslauer Oberlandesgerichts

in Sachen der Strafanzeige gegen die Leiter des Verbandes der Schlesischen Metallindustriellen, Direktoren

Glasenapp und Neumann

zur Erörterung. Zunächst wurde die Strafanzeige des Rechtsanwalts Wolfgang Heine-Berlin zur Verlesung gebracht, in der die beiden genannten Direktoren der versuchten Erpressung und des

Vergehens gegen die Gewerbeordnung

beschuldigt werden. — Der erste Staatsanwalt hatte die beantragte Strafverfolgung bekanntlich abgelehnt, weil in dem Schreiben der Metallindustriellen, in dem die Aussperrung angedroht wurde, lediglich eine Mitteilung an die Arbeiterschaft zu erblicken sei. Auf die gegen diese Entscheidung vom Rechtsanwalt Heine eingelegte Beschwerde entschied das hiesige Oberlandesgericht: Die Erhebung der öffentlichen Anklage wird angeordnet, da die Beschuldigten Glasenapp und Neumann, sowie die anderen, noch zu ermittelnden Teilnehmer an dem Beschlusse, der die Generalaussperrung über alle organisierten Breslauer Metallarbeiter verhängte,

hinreichend verdächtig

erscheinen, andere durch Drohung zu verhindern versucht zu haben, an Verabredungen zur Erlangung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen teilzunehmen. — In der Begründung zu diesem Beschluß weist das Oberlandesgericht darauf hin, daß der § 153 der Gewerbeordnung in allen Fällen Anwendung zu finden habe, in denen im gewerblichen Leben ein unzulässiger Zwang auf die Willensentschließung eines anderen ausgeübt wird. Die Absicht der beiden Beschuldigten ging nun unzweifelhaft dahin, durch ihre Ankündigung, welche von den Arbeitern übel empfunden werden mußte, in unzulässiger Weise auf diese einzuwirken. Die Bekanntmachung, daß eine Generalaussperrung in Kraft treten würde, wenn die streikenden Former und Gießer die Arbeit nicht wieder aufnähmen, beschränkte diese in ihrer freien Willensbestimmung und verschlechterte ihre Lage. Denn einerseits konnten sie nun von den Ausgesperrten, die ihnen sonst sicher zuteil gewordene finanzielle Unterstützung im Lohnkampf nicht erwarten, andererseits wurden sie überhaupt durch die Aussperrung beeinflußt, die Arbeit zu den alten Bedingungen wieder aufzunehmen, was im Interesse der Beschuldigten lag. — Darauf wurde die Beweisaufnahme geschlossen.

Die den Geschworenen vorgelegten

Schuldfragen

gegen den Angeklagten Hirsch lauteten auf Vergehen gegen die Gewerbeordnung, Rädelsführerschaft bei einem Aufruhr und öffentliche Beleidigung. Hilfsfragen werden auf Antrag der Verteidigung bezüglich Teilnahme an einem Auflauf und Uebertretung der Straßenpolizeiverordnung gestellt.

Darauf begannen die

Plaidoyers

Staatsanwalt Fipper zog als Vertreter der Anklage aus dem Prozeß das Ergebnis, er habe bewiesen, daß

Hirsch als Rädelsführer

jener Krawalle in Betracht komme. Der Angeklagte hat nun das Zeugnis des Belastungszeugen Runge dadurch anzuzweifeln gesucht, daß er den Runge als unglaubwürdig hinstellte. Daß sei ihm nun vollständig mißglückt, denn Runge ist aus der Verhandlung geradezu glänzend hervorgegangen. Als Runge über den Striegauer Platz ging, hörte er von Hirsch das Wort „Pfaffenaas“ und gleich darauf wurde von 4 bis 5 Mann auf ihm herumgeschlagen. Das sei ein Beweis dafür, daß die Beschimpfung Hirschs der Anreiz für jene Prügelhelden gewesen war. Nichts weiter verlangt der Tatbestand der Rädelsführerschaft. Der Tatbestand des

Landfriedensbruchs

war gegeben, nachdem die Polizei an die Menge die Aufforderung hatte ergehen lassen, sich vom Platz zu entfernen. Man

Aus aller Welt.

Der Köpenicker Eulenspiegelstreich. Nach einer Meldung der „Pfälz. Pr.“ ist der unter dem Verdachte des Köpenicker Raubes verhaftete Handelslehrer Runge in Pirmasens wieder freigelassen worden. Doch die „Spuren“ des Talmihauptmanns häufen sich weiter. Ein früherer Bureauvorsteher des Rechtsanwalts Meisel in Dresden, welchem die in den Tagesblättern im Facsimile veröffentlichte Quittung des Hauptmanns von Köpenick zu Gesicht kam, erinnerte sich, daß ein Schreiber, der früher bei demselben Anwalt tätig war, dieselbe Schrift gehabt hatte. Um sicher zu gehen, sah der Bureauvorsteher bei dem genannten Anwalt einige Aktenstücke durch und fand seine Vermutung voll bestätigt. Der in Frage kommende Schreiber heißt Johann Georg Schnitzel und ist 1852 in Schweidnitz geboren. Bald nach dem Weggange Schnitzels aus Dresden, bemerkte man in der Kanzlei des Anwalts, daß mehrere Aktenstücke fehlten, auch einige Kasseneingänge waren verschwunden. Im Jahre 1897 war Schnitzel wegen unerlaubten Tragens der Uniform bestraft worden und Ende 1900 stand er unter der Anklage, durch schwindelhafte Angaben und Benutzung einer Zahlmeisteruniform sich in Dresden Kredit verschafft zu haben. Die Personalbeschreibung des Hauptmanns von Köpenick soll vollständig auf Schnitzel passen, der seit langem schon steckbrieflich verfolgt wird. — Aus Budapest wird gemeldet, daß man den Hochstapler Ignaz Strasbow für den Köpenicker „Hauptmann“ halte, der irgendwo im Auslande weilen soll und in Ungarn, Frankreich und England allerlei kecke Räuberei verübt hat. Vor einiger Zeit sagte er zu einem Polizeirat: „Geben Sie acht, in Bälde werde ich etwas ausführen, womit ich die ganze Welt abkoche. Alle Welt wird lachen“.

Die Selbstverhöhnung des deutschen Militarismus durch den Köpenicker Rathaus-Ueberfall weckt überall in der Welt dasselbe spöttische Gelächter, auch im Norden. Göteborgs Handelstidning“ schreibt z. B.:

„Je mehr man sich in die Einzelheiten dieser Geschichte hineinversetzt, um so höher steigt die Bewunderung für den uniformierten Banditen, denn er hat ein unvergleichliches Meisterstück ausgeführt, und das gute Gelächter, das er der ganzen Welt geschenkt hat, ist billig bezahlt mit den 4000 Mk., die er bei den guten Stadtvätern „in Beschlag genommen“ hat. Außerdem hat der Hauptmann eine politische Erweckungstat vollbracht, deren erzieherische Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, denn er hat zu voller Evidenz bewiesen, daß in Preußen eine Offiziersuniform über Gesetz und Recht steht.“

Aehnlich urteilt unser Amsterdamer Bruderorgan „Het Volk“. Es fügt aber hinzu, daß man in Holland nicht sicher sein könne davor, daß unter denselben Umständen ein solches Ereignis ebenso verlaufen würde, weil der Charakter des Militarismus, der blinde Gehorsam gegen die Vorgesetzten überall unter der Klassenherrschaft der gleiche sei.

„Wir gönnen Deutschland die ruhmreiche Ueberrumpelung in Köpenick von Herzen,“ schreibt „Het Volk“. „Aber wir machen uns selbst nicht weis, daß das Bürgertum nun fortan vielleicht mit ängstlichem Eifer seine Rechte gegenüber dem Militär geltend machen werde. Das Bürgertum kann dem Heere nicht entschlossen gegenübertreten, denn es hat kein Rückgrat, und das einzige, worauf es sich stützt, ist die Gewalt.“

In einem deutschen Gefängnis ist noch nie ein Mensch verhungert. Aus Thale am Harz wird gemeldet: Auf der hiesigen Polizeiwache meldete sich der Arbeiter B. Bringezu als obdachlos; er erhielt in einer Arrestzelle ein Unterkommen. Vergebens wartete der Arbeiter auf seine Entlassung. Zwei Tage und zwei Nächte blieb er in der Zelle. Durch den Zuzug neuer Häftlinge wurde er „entdeckt“ und entlassen. Er war ganz in Vergessenheit geraten. Bringezu war fast ohnmächtig durch die Nahrungsentbehrung.

Eine seltsame Briefbeförderung ist auf der dänischen Insel Moen üblich. Im östlichen Teil der Insel, wo die steilen, wildzerklüfteten Kreidefelsen am Meer emporragen, sieht der Wanderer an Wegkreuzungen in halber Mannershöhe roh zusammengenagelte Holzkästen befestigt, deren einzigen Verschluß ein großer Stein bildet. Das ist die „Brevkasse“ der auf den umliegenden Höfen wohnenden Bauern; in diese legen sie nicht nur ihre Postsachen nieder, damit sie der Briefträger weiter befördert, hier finden sie auch die für sie angekommenen Briefe oder Karten und, wenn ein Paket unterwegs ist, die Anweisung, dieses in Borre oder Stege, den beiden einzigen Postanstalten Moens, abzuholen.

Kleine Chronik. Der Arbeiter Adolf Schütte in **Berlin** wurde unter dem Verdacht verhaftet, am 28. März d. J. das Ehepaar Reichert in Schöneberg ermordet zu haben. — In **Petersdorf** bei Friedeberg wurde bei Tagesanbruch der 21jährige Landwirt Strothmann vor der Thobenschen Wirtschaft ermordet und beraubt aufgefunden. Der Täter hat sein Opfer nach der Tat schwer verstümmelt. Die Person des Raubmörders ist unbekannt. — Auf der Eisenhütte der Gutehoffnungshütte bei **Oberhausen** wurden große Metalldiebstähle aufgedeckt. Zwei Maschinisten wurden verhaftet. — Die wegen Verbrechens gegen § 218 des Strafgesetzbuchs in **Düsseldorf** verhaftete Hebamme Witwe **Kupferschmidt** verübte nach ihrer Vernehmung durch den Untersuchungsrichter einen Selbstmordversuch durch Trinken von Salzsäure und zog sich lebensgefährliche Verbrennungen zu. — In **Ückerath** zündeten mehrere Kinder auf fremdem Felde Feuer an, wobei ein Kind den Flammentod fand. Die herbeieilende Mutter erlitt schwere Brandwunden. — Die Polizei in **Leipzig** verhaftete einen angeblichen Kandidaten der Medizin, Wolf, der gefälschte Wechsel bei einer hiesigen Bank in Zahlung gab. Der Verhaftete entpuppte sich als der von verschiedenen Behörden gesuchte Schwindler Martin Lange. — Ein vor etwa vier Wochen beim Postamt **Rödding** verschwundener Einschreibebrief mit 7400 Mark wurde im dortigen Bahnhofsbriefkasten mit etwa 6000 Mark wieder vorgefunden. 1200 Mark wurden bei einem der Tat verdächtigen Unterbeamten beschlagnahmt. — Freitag Mittag wurde **Schandau** durch einen Mord in Aufregung versetzt. Eine Botenfrau wurde durch elf Stiche lebensgefährlich verletzt und ihrer Barschaft von acht Mark beraubt. Vier Stunden später wurde zwischen Schandau und Lichtenhain ein zwölf Jahre altes Mädchen vergewaltigt und getötet. Am Sonnabend wurde zwischen Lichtenhain und Ottendorf eine Frau tot aufgefunden. Der Körper zeigte Schnittwunden und die Art dieser Verletzungen ließ darauf schließen, daß alle drei Morde von derselben Person ausgeführt worden sind. Vom Mörder fehlt jede Spur. — Im **Leipziger** Rosental erschoß sich gestern der 56jährige Universitätsprofessor Dr. Friedrich Ludwig Hesse, Direktor des zahnärztlichen Instituts der Universität. — In **Colorado** (Dakota) wütet ein heftiger Schneesturm. Der Eisenbahnverkehr ist völlig unterbrochen. — In der Nähe von **Pau** wurden zwei junge Spanier, die Gebrüder Medoc, erfroren aufgefunden. Sie waren anscheinend von einem Schneesturm überrascht worden.

* * *

Vaterlandslose Gesellen.

Hebt wieder einer gegen Euch die Hand,
Und spricht, Ihr Armen habt kein Vaterland,
So steht doch auf und fragt ihn einmal frei,
Was unser Deutschland für den Reichen sei;

Ist es das Land, das er mit Arbeit schmückt,
Des Ehre ihn erfreut, des Leid ihn drückt?
Ist es das Land, das er im Herzen trägt,
Für das er duldet und für das er gibt?

Ist es die Heimat, seines Volkes Herd?
Das Land der Brüder, die er treulich ehrt?
Ja, steh' doch einer auf und frag' ihn frei,
Ob so dem Reichen unser Deutschland sei?

Und nicht das Land, — wo er Schätze rafft?
Und nicht das Volk, das mühsam für ihn schafft?
Nicht deutsch, nicht Heimat, nur ein Fetzen Welt,
So feil wie alles, um sein schnödes Geld!

Peter Schlemihl.

wird einwenden, die vier Leute, die geschlagen haben, sind hier nicht zur Stelle. Ja, wenn wir die hätten, dann wäre ich in der glänzenden Lage, einen ganz strikten Beweis zu führen. Den brauchen wir aber gar nicht, denn der Richter hat nicht nötig, seinen Beweis von A bis Z zu führen, sondern hat dafür das Recht der freien Beweiswürdigung. Wenn Hirsch bei den Krawallen nicht das Ansehen eines Anführers genoß, wie ist es dann zu erklären, daß die vier auf den harmlosen Runge losschlugen? Mildernde Umstände müssen dem Angeklagten versagt werden. Er als Vertrauensmann der Metallarbeiter und als Delegierter der Krankenkasse durfte nicht so handeln, wie er es getan hat, sondern er hätte zur Ruhe mahnen müssen. Leider sitzt Hirsch als einziger auf der Anklagebank, die anderen Mitschuldigen sind nicht ermittelt worden. Aber wenn hier Hunderte säßen, würde ich jedem von ihnen ebenfalls jede Milde versagen.

Verteidiger Rechtsanwalt Simon stellte in seinem Plaidoyer das Verhalten der Arbeiter auf dem Striegauer Platz am Krawallabend, wenn es auch zu verurteilen sei, doch als entschuldbar hin. Der Breslauer Arbeiterschaft hatte sich infolge der Aussperrung eine begreifliche Erregung bemächtigt. Auch die Unternehmer haben sich ja nicht innerhalb der gesetzlichen Schranken gehalten, wie die jüngste Entscheidung des Breslauer Landgerichts beweise. Und wie das Vorgehen der Herren Glasenapp und Neumann, die Tausende Arbeiter an der freiwilligen Arbeit hinderten, in maßgebenden Kreisen beurteilt wird, beweise die bekannte

Zuchthausvorlage,

die ja allerdings nicht Gesetz geworden ist. — Vors. (unterbrechend): Wenn damit gesagt sein soll, daß die beiden Herren eigentlich ins Zuchthaus gehören, so würde ich diese Aeußerung zurückweisen. — Vert. (fortfahrend): Das wollte ich nicht gesagt haben. Ich wollte damit nur zeigen, wie sehr solche Handlungsweise auch in anderen Kreisen verurteilt worden ist. Ich selbst halte ein Gesetz wie die Zuchthausvorlage für überflüssig. Der Verteidiger sucht dann eingehend den Nachweis zu führen, daß infolge der langen Zeit, seit den Krawallen auf die Zeitangaben des Zeugen kein großes Gewicht zu legen sei. Alle Zeitangaben sind mit Vorsicht aufzunehmen. Wenn man aber annimmt, dem Angeklagten sei der Alibibeweis nicht geglückt infolge der Differenz in den Zeitangaben, so muß man auch den von der Staatsanwaltschaft zu führenden Beweis, daß Hirsch zu einer bestimmten Zeit auf dem Striegauer Platz gewesen sei, als nicht erbracht ansehen. Der Angeklagte genoß sowohl bei seinen Kollegen, als auch bei den Arbeitgebern ein hohes Ansehen, sonst wäre er nicht Delegierter der Fabrik-Krankenkasse und sogar

Kaiserdeputierter

geworden. Einem solchen Mann ist nicht zuzutrauen, daß er bei einem Aufruhr den Rädelsführer spielt. — Der Verteidiger bat die Geschworenen, nur die Schuldfrage wegen Auflaufs zu bejahen, da für die Rädelsführerschaft kein Beweis geliefert sei. Außerdem müssen dem Angeklagten mildernde Umstände zugebilligt werden, da er in leichtbegreiflicher Erregung gehandelt habe.

In seinem Schlußworte betonte Hirsch noch einmal, daß er unschuldig sei; er werde von den Zeugen zu unrecht belastet. Es scheine ein Akt der Rache gegen ihn vorzuliegen. Er habe lange genug unter der Untersuchungshaft gelitten und bitte ihn nicht noch länger unschuldig dem Gefängnis auszuliefern.

Darauf zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück.

Nach mehr als zweistündiger Beratung verneinten die Geschworenen die Schuldfragen auf Landfriedensbruch, Rädelsführerschaft, Beleidigung, Teilnahme an einem Auflauf und Uebertretung einer Straßenpolizeiverordnung und bejahten nur die Frage auf Vergehen gegen § 153 der Gewerbeordnung.

Staatsanwalt Flyper beantragte daraufhin die Höchststrafe von drei Monaten Gefängnis.

Vert. Simon bat den Gerichtshof, nicht auf dieses Höchstmaß der zulässigen Strafe zu erkennen.

Der Gerichtshof verkündete nach kurzer Beratung in der zehnten Abendstunde sein Urteil, daß auf

zwei Monate Gefängnis

lautete, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt angesehen wurden. Die Haftentlassung des Angeklagten wurde sofort verfügt. Hirsch wurde von den zahlreichen Zuhörern, insbesondere seinen anwesenden Arbeitskollegen und Verbandsgenossen, jubelnd in Empfang genommen.

Frau Justitia in Leipzig.

Als Kulminationspunkt der Vernichtungskampagne, die die Leipziger Justiz als Beauftragte der gesamten Bourgeoisie gegen die „Leipziger Volkszeitung" seit zirka einem Jahre führt, dürfte der gestrige Prozeß vor der 4. Strafkammer des Landgerichts wegen Beleidigung der Leipziger Justiz gegen die „Leipziger Volkszeitung" anzusehen sein; nicht bloß, daß sich die Klassenjustiz wegen der Antworten der „Leipziger Volkszeitung" auf die Prozesse beleidigt fühlt, sondern weil auch alle bisherigen politischen Prozesse gegen die „Leipziger Volkszeitung" wiederum mit verhandelt werden.

Als Zeugen für die gegen die „Leipziger Volkszeitung" angewandte Methoden einzelner Richter und Staatsanwälte und für die Richtigkeit der von ihr angeführten Tatsachen sind geladen: Die Leipziger Rechtsanwälte Dr. Martin Drucker und Dr. Hübler, der Oberstaatsanwalt Böhme, der Landgerichtsdirektor Siegel, der Staatsanwaltassessor Lange, der Oberlandesgerichtsrat Mankisch — der das Blaturteil gegen den Genossen Heinig gefällt hat —, der Hilfsrichter Assessor Franke und der Amtsrichter Hänel, ferner der Reichstagsabgeordnete Stadthagen, die Redakteure Kressin und Heinig und der Journalist Bartels. Auch der Schmock Liman ist als Zeuge erschienen. Die Verteidigung des Angeklagten, des Genossen Fritz Seger, liegt in den Händen des Genossen Dr. Karl Liebknecht in Berlin.

In Nr. 123 der „Leipziger Volkszeitung" vom 31. Mai, an welchem Tage der verantwortliche Redakteur Genosse Kressin von der dritten Strafkammer wegen Beleidigung der preußischen und sächsischen Militär- und Polizeiverwaltungsbehörden zu zehn Wochen Gefängnis verurteilt wurde, und zwar wegen des Artikels: Der Tiger als Affe, erschienen zwei Artikel. In dem einen wurde mitgeteilt, daß der Genosse Kressin wegen Ungebühr vor Gericht zu 2 Tagen Haft verurteilt worden sei, er hatte die Ungebühr des Oberstaatsanwalts Böhme wegen der ihm vorgeworfenen „handwerksmäßigen" Redaktionstätigkeit zurückgewiesen. Der andere Artikel: In eigener Sache betitelt, zeigte, daß die Leipziger Justizbehörden in ihrem Kampfe gegen die „Leipziger Volkszeitung" eine Beschimpfungsmethode entwickelten, die scharf gebrandmarkt und wogegen öffentlich Protest erhoben wurde. Diese Methode, so hieß es in dem Artikel, bestehe darin, daß man die Redakteure in der unqualifizierbarsten Art und Weise beschimpfe. Den Anfang habe der Oberstaatsanwalt Böhme gemacht in dem großen Aufreizungsprozeß am 9. Februar, wo er die politischen Redakteure der „Leipziger Volkszeitung" der Feigheit bezichtigte. Die politischen Redakteure erließen daraufhin eine Erklärung gegen ihn, deren Berechtigung er durch Stillschweigen anerkannte. Am 9. März, in einem Prozeß gegen Heinig, hat der Staatsanwaltsassessor Lange in die Fußstapfen seines Vorgesetzten. Er ging nicht nur gegen die Gesamtredaktion vor, sondern beschimpfte auch die Leser der „Leipziger Volkszeitung", indem er sie als dümmer als die der bürgerlichen Blätter hinstellte.

Von den Staatsanwälten sprang diese anmutige Methode auf das Richterpersonal über. So hat der Amtsrichter Hänel in einem Beleidigungsprozeß gegen Genossen Kressin es — natürlich beweislos — für gerichtsnotorisch erklärt, daß die „Leipziger Volkszeitung" ihre politischen Gegner in wüster und roher Weise beschimpfe. In einem anderen Beleidigungsprozesse gegen Heinig, den die vom Wirtschaftlichen Aerzteverband gekauften Herren Doktoren Weiß und Bergmann angestrengt hatten, hat der vorsitzende Richter, Assessor Franke, im schriftlichen Urteil folgenden unglaublichen Satz niedergeschrieben: „Straferhöhend wirken weiter die Vorstrafen des Angeklagten und der Umstand, daß die „Leipziger Volkszeitung" in letzter Zeit, was gerichtskundig ist, wiederholt wegen ihres Tones und ihrer Berichterstattung an ihren Redakteuren hat bestraft werden müssen. Dadurch wird bewiesen, daß ihren Redakteuren zum großen Teil das ethische Empfinden für den Wert und die Achtung der Ehre ihrer, der sozialdemokratischen Partei nicht angehörenden Mitmenschen, abhanden gekommen ist und nur empfindliche Strafen in dieser Hinsicht bessernd wirken können." Diese angeblich gerichtskundigen Tatsachen nannte die „Leipziger Volkszeitung" ein „Gerede ins Blaue hinein", was die Staatsanwaltschaft neben dem Protest und der Redewendung von der Ungebühr der Staatsanwaltschaft und Richter in dem Artikel zum Gegenstande einer Anklage machte. Es werden also die ganzen Prozesse in einem vereinigt aufs neue verhandelt werden, indem die beleidigte Leipziger Justiz und Staatsanwaltschaft sich von der Leipziger Justiz bescheinigen lassen will, daß sie stets gerecht geurteilt und die „Leipziger Volkszeitungs"-Redaktion und ihre Leser nicht beschimpft habe.

Einige Stellen in dem Artikel: In eigener Sache, haben es der Justiz besonders schwer angetan, wie der angeklagte Redakteur, Genosse Seger, bei seiner Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter Meißner damals erfuhr, so die Redewendung von den „juristischen Tempeldienern" und von „dem schmachvollen Vorwurf der Feigheit", den der Oberstaatsanwalt Böhme den Redakteuren der „Leipziger Volkszeitung" machte.

* * *

Ueber die Verhandlung wird uns aus Leipzig geschrieben:

Außer den oben schon mitgeteilten Zeugen wurde noch Genosse Häntsch, politischer Redakteur der „Leipziger Volkszeitung" geladen. Nach Verlesung des Eröffnungsbeschlusses führte der Angeklagte, Genosse Seger, zu seiner Verteidigung aus, daß der Artikel „In eigener Sache" eine Abwehr darstelle gegen die

Angriffe des Oberstaatsanwalts

Böhme und auch die mehrfachen Angriffe der Assessoren Lange und Franke und des Amtsrichters Hänel auf die Redakteure der „Leipziger Volkszeitung" und das Blatt selbst. Daß zwar der Eröffnungsbeschluß davon rede, daß wir in dem Artikel dem Oberstaatsanwalt Böhme den Vorwurf machten, daß er die glorreiche Methode der Beschimpfung der „Leipziger Volkszeitung" seit dem 9. Februar, seit dem großen Aufreizungsprozeß praktiziere, in Wirklichkeit habe er aber in früheren Prozessen, — so am 20. Januar 1905 — gegen den angeklagten Redakteur der „Leipziger Volkszeitung" den Genossen Lange, — erklärt, daß der Sauherdenton der „Leipziger Volkszeitung" getroffen werden müsse. Ebenso bezeichnete er den Genossen Lange in herabsetzender Weise als einen Sitzredakteur, während sich die Schuldigen feige zurückzögen. In ähnlicher Weise plädierte er gegen denselben Genossen in einem Prozeß am 24. Februar. In dem großen Aufreizungsprozeß am 9. Februar begnügte sich der hohe Staatsanwalt nicht mit dem Angeklagten, der alle preßgesetzlichen Vorschriften deckte, sondern griff darüber hinaus insbesondere die politischen Redakteure an, die keine Freunde der Verantwortlichkeit seien, denen ihre Person möglicherweise zu lieb sei und die deshalb die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit hielten. Ihr Verantwortlichkeitsgefühl hätte sie veranlassen sollen herzukommen und zu sagen: Wir sind es gewesen. (Tableau!)

In dem dritten Falle nun handelt sichs um die Angriffe, die der Amtsrichter Hänel in der Privatbeleidigungsklage Limans gegen die „Leipziger Volkszeitung" gerichtet hat, indem er, wie der Liman in den „Leipziger Nachrichten" geschrieben hat, sagte, „es sei gerichtsnotorisch, daß die „Leipziger Volkszeitung" ihre politischen Gegner in wüster und roher Weise beschimpfe". Auch hier sei dieser Angriff, meinte Genosse Seger weiter, völlig deplaziert gewesen, denn Hänel habe nur einen Artikel der „Leipziger Volkszeitung" gegen die „Neuesten Nachrichten" verlesen lassen, während er umgekehrt einen Beweisantrag abgelehnt habe, die Schimpfartikel der „Neuesten Nachrichten" gegen die „Leipziger Volkszeitung" verlesen zu lassen. Der vierte Fall ist das schon mitgeteilte Zitat aus einem schriftlichen Gerichtsurteile des Hilfsrichters Franke, daß den sozialdemokratischen Redakteuren der „Leipziger Volkszeitung" das ethische Empfinden für die Ehre ihrer Mitmenschen abhanden gekommen sei und daß eine Besserung nur durch drakonische Strafen erzielt werden könne.

Auf die Anfrage des Vorsitzenden, was der Angeklagte unter dem

„Zur Ordnung rufen" des Oberstaatsanwaltes

verstehe, bemerkte Genosse Seger, daß die politischen Redakteure eine Erklärung gegen Böhme erlassen hätten, worin sie dessen Vorwurf der Feigheit gegen sie als eine leichtfertige Verdächtigung zurückwiesen.

Diesen öffentlich erteilten Ordnungsruf steckte Oberstaatsanwalt Böhme ein, weil er ihn einstecken mußte, worauf Böhme in den Verhandlungssaal hineinrief: „Ich habe nicht gemußt."

Ferner wurde von der Staatsanwaltschaft noch gesagt, daß die politischen Redakteure der „Leipziger Volkszeitung" keine Freunde der Verantwortlichkeit seien, sei aus dem eigenen Lager, der „Mannheimer Volksstimme", in einem Artikel „Unglaublich", der „Sächsischen Arbeiterzeitung", die die „Volkszeitung" verlogen genannt hatte, sowie in dem „Correspondent" dem Verbandsorgan der Buchdrucker dargetan worden. Gegen diese Anführung bekundete sowohl der Verteidiger Liebknecht als auch der Angeklagte, daß die Auffassung dieser Blätter einmütig von der sozialdemokratischen Presse zurückgewiesen worden sei.

Die Vernehmung des Oberstaatsanwalts Böhme

gestaltete sich zu einer schweren Niederlage für die staatsanwaltschaftliche Praxis gegen die „Leipziger Volkszeitung". Seine Rolle, die er als Zeuge gespielt hat, wird am besten durch die Bemerkung des Vorsitzenden Adam charakterisiert: „Herr Oberstaatsanwalt, Sie sind ja nicht der Angeklagte". Böhme gab ohne weiteres das in den Artikeln und Prozeßberichten der „Leipziger Volkszeitung" Behauptete zu und war nur höchlichst verwundert, daß die im Prozeß Beteiligten eine andere Auffassung von der staatsanwaltschaftlichen Tätigkeit hatten. Die wenigste Zeit fühlte er sich als Zeuge und fing an zu plädieren. Die Vernehmung des Oberstaatsanwalts machte dem Gericht außerordentliche Schwierigkeiten; dasselbe lehnte die Beweisanträge ab, die darauf abzielten, die sozialdemokratische Tätigkeit Böhmes vor dem 9. Februar dieses Jahres, zum Gegenstande der Beweiserhebung zu machen. Wodurch der Angeklagte verhindert wurde die staatsanwaltschaftlichen Anschauungen gegen den verhafteten jüngeren Redakteur Albert Schmidt in Burgstädt, den Böhme in einer Gerichtsverhandlung einen

gewerbsmäßigen Verleumder

genannt hatte, mit unter Beweis zu stellen.

Die beiden Rechtsanwälte Dr. Drucker und Dr. Hübler gaben über die staatsanwaltschaftliche Praxis als objektive Behörde einen Aufschluß, der den übrigen Juristen schwer auf die Nerven fiel. So zeigte Rechtsanwalt Dr. Hübler, daß der Oberstaatsanwalt Böhme in seinem Plädoyer am 9. Februar, in dem Aufreizungsprozesse gegen Heinig wenig auf die Sache einging, sondern seine persönlichen Leiden vortrug, daß die „Volkszeitung" ihn persönlich so angreife. Juristisch — meinte Dr. Hübler — habe das Plädoyer so gut wie gar nichts enthalten. Dagegen machte nun Böhme fortgesetzt Einwürfe, die teilweise die Heiterkeit des Gerichtshofes erregten. Ferner zeigte Hübler an einem Beispiel — auf Befragen des Verteidigers Liebknecht — daß bei der Anklageerhebung den Grad von Objektivität vermissen lasse, der von ihm als Vertreter der Staatsbehörden verlangt würde. So zeigte Hübler, daß auf die Anzeige eines Unternehmers gegen einen Leipziger Gewerkschaftsleiter, die Anklage im öffentlichen Interesse wegen Beleidigung übernommen worden war, wobei es sich nur um das Wort „Kontraktbruch" gehandelt habe; daß aber als diese Anklage in der Verhandlung zu Boden fiel, dann der Oberstaatsanwalt Böhme die Klageerhebung im öffentlichen Interesse gegen den Unternehmer zu übernehmen ablehnte, obgleich der den Gewerkschaftsleiter einen „Verleumder" genannt hatte. Dann aber wurde durch diese Zeugenaussagen noch festgestellt, daß der Amtsrichter Hänel seine

Animosität gegen Angeklagte aus dem Arbeiterstande

unverhohlen zum Ausdruck bringe, was ja die vielen Beschwerden der Angeklagten wie der Rechtsanwälte bewiesen.

Die Aussagen Hänels konnten diese Angaben nicht erschüttern. Ebenso wenig gelang es dem Staatsanwalts-Assessor, das in dem Artikel Gesagte zu widerlegen.

Da während der ganzen Verhandlung die Legende des Sitzredakteurwesens eine große Rolle spielte, wurde auf Antrag der Verteidigung, der anwesende Redakteur Häntsch als Zeuge darüber vernommen, daß man in der sozialdemokratischen Presse, besonders aber in der „Leipziger Volkszeitung", das System des Sitzredakteurwesens überhaupt nicht kenne. Häntsch führte nun aus, **daß sämtliche in Leipzig ansässigen Redakteure der „Leipziger Volkszeitung" nicht nur verantwortlich gezeichnet, sondern der Justiz auch ihre Opfer gebracht haben.**

Eine feine Episode war die Vernehmung des evangelischen Judensohnes

Liman,

der neuerdings unter dem Namen „der arme Yorrik" bekannt wurde als der typische Vertreter des Links- und Rechtsschreibens der bürgerlichen Journaille. Es handelte sich nämlich darum von Liman zu erfahren, ob Amtsrichter Hänel die Worte: „Es sei gerichtsnotorisch, daß die „Leipziger Volkszeitung" ihre Gegner in wüster und roher Weise beschimpfe" in der Begründung des Urteils wörtlich so gesagt zu haben, wie sie in dem Artikel der „Neuesten Nachrichten — der literarischen Abladestelle Limans — als Worte des Urteils angeführt seien. Liman erklärte zunächst, daß er den Artikel möglicherweise geschrieben, ihn aber jedenfalls vor der Drucklegung durchgesehen und zwar unter dem frischen Eindruck der Verhandlung. Er bestätigte damit, daß Hänel diesen Ausdruck gebraucht habe, nahm aber sofort seine bestimmte Aussage zurück, als er merkte, daß Hänel bestritt diese Worte gebraucht zu haben!!

Das Gericht lehnte es durch Beschluß ab, den Genossen Stadthagen darüber zu vernehmen, daß Böhme schon früher die Gepflogenheit hatte, sozialdemokratische Redakteure und Parteiangehörige zu beschimpfen.

Nunmehr begannen die Plädoyers. Der

Staatsanwalt Kunze

führte ungefähr folgendes aus: In ihrem Kampf gegen die Leipziger Justiz habe die „Leipziger Volkszeitung" die Methode verfolgt, die Justiz so darzustellen, als ob sie fortwährend die „Leipziger Volkszeitung" angegriffen habe; aber gerade umgekehrt sei dies der Fall. Sie habe ferner fortgesetzt in ihren Artikeln und in ihrer Berichterstattung über Gerichtsverhandlungen gegen die „Leipziger Volkszeitung" immer, — trotzdem die Richter ihr Urteil gesprochen hatten, mitgeteilt, daß ihre Redakteure wegen „angeblicher" Beleidigung usw. verurteilt worden seien. Diese Artikel seien jahrelang erschienen, man habe immer gehofft die „Leipziger Volkszeitung" werde es selber mal über bekommen; aber da sie nicht damit aufhörte, habe man endlich beschlossen die Anklage zu erheben. Lese man den unter Anklage stehenden Artikel unbefangen durch, dann erkennt man, daß durch ihn die Tendenz geht, die Leipziger Justiz und ihre Vertreter in den Staub zu ziehen. Ob die vom „Correspondent", der „Mannheimer Volksstimme" und der „Sächsischen Arbeiterzeitung" an der „Volkszeitung" geübte Kritik richtig sei, wolle er nicht untersuchen. Nachdem der Staatsanwalt in längeren Ausführungen noch den Versuch gemacht hatte, die Amtstätigkeit der in dem Artikel „In eigener Sache" beleidigt sein sollenden vier Leipziger Justizbeamten als eine korrekte zu beweisen, beantragte er, den Angeklagten wegen der schweren Beleidigung zu einer empfindlichen Gefängnisstrafe zu verurteilen. Er sei in der glücklichen Lage, seinen Antrag aus § 186 aufrecht erhalten zu können. Aber selbst dann wenn das Gericht nicht darauf eingehe, bleibe die Anklage aus § 185.

Das Plädoyer Liebknechts

zerzauste nicht nur die Ausführungen des Staatsanwalts, sondern ging mit der Leipziger Justiz grausam ins Gericht, indem er ungefähr folgendes ausführte: Der Staatsanwalt habe heute von neuem sein Plädoyer auf die Tendenz der „Leipziger Volkszeitung" zugespitzt, was energisch zurückgewiesen werden müsse. Der Artikel „In eigener Sache" sei nichts als eine Erwiderung auf Beleidigungen, die die 4 Leipziger Justizbeamten gegen die „Volkszeitung" ausgestoßen haben. Oberstaatsanwalt Böhme sei Vertreter derjenigen Behörde, die Graf Posadowsky als die objektivste Behörde der Welt bezeichnet habe. Von Objektivität könne bei ihm keine Rede sein. Er habe von hämischen Beleidigungen, dem Schimpf- und Hetzhandwerk in einem Plädoyer gesprochen, das der „Leipziger Volkszeitung" gelegt werden müsse, daß die Redakteure feige wären und an Mangel an Verantwortlichkeit litten". Wir haben es hier mit einem Herrn zu tun, der in außergewöhnlich subjektiver Weise seines Amtes waltet. Bei Böhme liege der Gedanke nahe von der grundsätzlichen Anwendung von zweierlei Maß gegen Angehörige verschiedener Parteien. Was Böhme heute als von ihm gesagt zugegeben habe, decke sich mit dem, was ihm in dem Artikel nachgesagt werde. Die „Leipziger Volkszeitung" führe ebenso kräftige Töne, wie ungefähr Herr Böhme. Sie habe ein sehr feines Empfinden dafür, wenn einem Kämpfer ihrer Partei der Vorwurf der Feigheit gemacht werde. Die Sozialdemokratie kann politisch Feige nicht als ihrer wert betrachten. Endlich einmal sei auch in der Verhandlung die Legende von den Sitzredakteuren zerstört worden und das, trotzdem am Anfang der Verhandlung Vorsitzender und Staatsanwalt es noch als gerichtsnotorisch bezeichnet hätten. Der Assessor Lange habe zugegeben, daß er die Tendenz der „Leipziger Volkszeitung" in den Vordergrund gerückt habe. Auch Amtsrichter Hänel sei nicht gut weggekommen; die Beweisaufnahme habe ergeben, daß er seine Funktionen nicht angemessen ausübe.

Man habe hier das Gefühl, daß das nicht mehr die objektive Behörde sei, sondern daß sie sich einem Feinde gegenübersehe, den sie auf den Boden niederringen will. Auch heute wieder habe der Staatsanwalt, mit seiner Bemerkung: Der Artikel sei vom Zaune gebrochen, dieselbe Methode wieder angewandt, von der die „Volkszeitung" dem Assessor Franke gegenüber von einem Gerede ins Blaue hinein — mit Recht gesprochen habe. Die Justizbeamten ständen den Angeklagten gegenüber als Parteigegner. Die Prozesse seien dafür charakteristisch, daß die Angeklagten von denselben beschimpft und verdächtigt wurden, die zum Schutze der Bürger verpflichtet seien. Da mußte der Angeklagte den Schlag zur Abwehr führen. Erst mögen die Beamten bei ihrer Amtsführung das höchste Maß von Objektivität üben, dann können sie den Schutz der Gesetze fordern. Wenn nach der Tendenz geurteilt werde, dann werde das Ansehen der Justiz untergraben und das sei so wie so in Deutschland bedenklich ins Wanken geraten. Können Staatsanwalt und Richter nicht ihre persönliche Meinung zurückhalten, so stürzen sie um, was sie stützen sollen. Er beantrage den Freispruch. Darauf verkündete das Gericht, daß das Urteil am 29. Oktober publiziert werden wird.

* * *

Hierauf wurde überraschenderweise der Prozeß vertagt. Das Urteil soll erst am 29. verkündet werden. Es kann an dem Urteil über die Leipziger Justiz nichts mehr ändern, das steht fest.

Die russische Revolution.

Noch ein Brief von Leo Deutsch.

Unsere zur Zeit in Italien lebende russische Genossin Balabanoff, die den Teilnehmern am Mannheimer Parteitage auch persönlich bekannt geworden ist, stellt der „Leipziger Volkszeitung" die Übersetzung eines Briefes zur Verfügung, den sie kürzlich von Leo Deutsch erhalten hat. Angesichts der großen Sympathie, deren sich unser schwergeprüfter Genosse gerade auch bei der deutschen Arbeiterschaft erfreut und angesichts der lebhaften Genugtuung, mit der überall in unseren Reihen die Nachricht von dem Gelingen seiner zweiten Flucht aus Sibirien aufgenommen worden ist, glauben wir im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir den Brief hier wiedergeben. Er lautet:

Meine liebe Freundin!

Sie werden sich sehr wundern und sehr freuen, wenn ich Ihnen mitteile, daß es mir gelungen ist, noch einmal zu fliehen, und zwar, bevor ich an den Ort meiner Bestimmung, Turuschansk, angelangt war. In Enitelk, einem Platze, der 1100 Werst von Turuschansk entfernt liegt, entfloh ich. Dadurch habe ich mich unzähligen Unannehmlichkeiten, Entbehrungen und Leiden entzogen. Auf wie lange Zeit — das weiß ich allerdings nicht. Noch 10 bis 20 Tage hätte ich in einer elenden Barke bei Regen, Sturm und Kälte bis Turuschansk zu fahren gehabt. Ausführliches über meine Flucht usw. teile ich Ihnen beim Wiedersehen mündlich mit. Eins aber, was uns alle am meisten bewegt, möchte ich jetzt schon hervorheben: überall in Sibirien, wo ich auf meiner langen Reise in die Verbannung vorbeikam, habe ich eine überaus herzliche Teilnahme seitens der Bevölkerung gefunden. Jeder Einzelne wollte sich mir nützlich machen, auch solche, die gar nichts Näheres von mir wußten. Eine gewaltige Begeisterung herrscht überall, unser Zug wurde geradezu gestürmt, wir wurden mit Blumen, Geld und Eßwaren förmlich überschüttet. Jeder Zug, der Verbannte brachte, wurde in solcher Weise, mit machtvollen Demonstrationen, empfangen. Die Behörden versuchten gegen diese Demonstrationen mit Militärgewalt einzuschreiten, doch alle ihre Bemühungen blieben vergeblich. Die ganze sibirische Bevölkerung und speziell die Arbeiterschaft steht auf unserer Seite. Dies Erwachen des Klassenbewußtseins ist vor allem gefördert worden durch das blutrünstige Regierungssystem, besonders durch die Brutalitäten der Generale Rennenkampf und Minn. Man muß hier gewesen sein und das alles miterlebt haben, um zu ermessen, wie kampfesfroh die Massen in Sibirien sind. . . . . Ich traute kaum meinen Ohren, als ich die Arbeiter sprechen hörte — es war, als wäre ich in einem freien Lande. Niemals und nirgendswo habe ich eine so kampfesfreudige und siegessichere Stimmung getroffen. . . .

Ihr Leo Deutsch.

Diesem prächtigen Briefe unseres alten Vorkämpfers haben wir, schreibt die „Leipziger Volkszeitung", wenig hinzuzusetzen. Von dem eigenen Ergehen spricht er kaum — das verschiebt er als nebensächlich auf die Zukunft. Aber die revolutionäre Stimmung der sibirischen Massen erfüllt ihn so sehr mit Freude, daß er keinen Moment säumt, sein übervolles Herz der Freundin auszuschütten. Frohe Kampfeslust und Hingabe an die Sache, der er länger als ein Menschenalter schon dient, für die er jahrelange Kerkerhaft und sechzehn furchtbare Verbannungsjahre erduldet hat, atmet aus jeder Zeile des Briefes. Befremdend ist nur, daß Deutsch der Genossen Parvus und Rumjantzew, die nach der Meldung russischer bürgerlicher Blätter mit ihm gemeinsam geflohen sein sollen, mit keinem Worte gedenkt. Möge sich jene Meldung nicht nachträglich als falsch erweisen!

Die Reaktionäre verlangen Abschaffung der Goldwährung!

Anläßlich des Kiewer Kongresses der „Echt russischen Männer" hat die ultrareaktionäre Zeitung „Kiewljanin" das Programm des Verbandes des russischen Volks, das vor kurzem in Petersburg angenommen wurde, vollständig veröffentlicht. Da heißt es unter anderem:

„Der Verband wird die Vermehrung der Zahl der Wertzeichen durch die Abschaffung der Goldwährung und die Einführung des nationalen Kreditrubels erstreben."

Dies ist das Bestreben der gegenwärtig mächtigsten politischen Elemente Rußlands, vor denen die Minister sich entschuldigen müssen, wenn jene mit ihnen unzufrieden sind.

„Dirnen"-Streik.

Von einer merkwürdigen Geschichte wissen bürgerliche Blätter zu erzählen: Die Dirnen von Lodz streiken! Mit Ausnahme von einigen wenigen weigern sie sich, zur ärztlichen Kontrolle zu erscheinen. Also auch bei den Elendesten und Verachtetsten unter den Ausgebeuteten beginnt es zu tagen: Das erste Zeichen erwachenden Solidaritätsgefühls, der erste gemeinsame Widerstand gegen eine so skandalöse Maßregel, wie die ärztliche Kontrolle es ist, erhebt auch die Verworfensten über sich selbst hinaus. Seit Jahren kämpfen Einsichtige gegen die Reglementierung der Prostitution, einen der Grundpfeiler jener herrschenden doppelten Moral, die das „gefallene" Weib verdammt, den Mann aber der Ehre und Achtung nicht für verlustig erklärt, — mit einem Schlage würden sie ihr Ziel erreichen, wenn das Beispiel der Dirnen von Lodz allgemeine Nachahmung fände. Und nicht bloß Nachahmung: eine „Arbeits"-Einstellung von nur acht Tagen würde genügen, der ganzen verlogenen bürgerlichen Ehrbarkeit die Maske vom Antlitz zu reißen, würde beweisen, daß diese „Gefallenen", durch alle Straßen Getriebenen, aus allen Schlupfwinkeln Gescheuchten selbst im Stande sind, die Schmach der Reglementierung von sich abzuschütteln.

Neueste Telegramme.

Irkutsk, 23. Oktober. Vorige Nacht ist eine Massenflucht von Arrestanten aus dem hiesigen Gefängnis erfolgt, 17 Arrestanten gelang es, zu entkommen. Ein Teil wurde später wieder festgenommen. Neun andere Arrestanten wurden bei dem Versuche, die Ausreißer an der Flucht zu verhindern, getötet, ein Gefängnisaufseher und zwei Wärter verwundet.

Moskau, 22. Oktober. Heute fanden hier viele Haussuchungen und Verhaftungen statt, welche das Bestehen eines neuen Bundes der Post- und Telegraphenbeamten aufdeckten.

Moskau, 22. Oktober. In einem hiesigen Gefängnis wurde heute in einem Gefangenen, der wegen Kirchenraubs sich in Untersuchungshaft befand, der Führer des Ueberfalls auf die Moskauer Kreditgesellschaft Bjelenzow erkannt.

Da hätte man ja einen guten Fang gemacht, falls es eben, was wir stark bezweifeln, der richtige Bjelenzow ist. Dieser wurde von der Schweiz ausgeliefert, entsprang aber erfreulicherweise in Rußland während des Eisenbahntransports in überaus verwegener Weise. Sollte er sich jetzt beim Kirchenraub haben erwischen lassen? Hoffentlich nicht!

Petersburg, 22. Oktober. In der Gendarmerieverwaltung fand während der Entladung von Bomben eine Explosion statt, bei welcher der die Entladung vollziehende Beamte schwer und ein Gendarmerie-Oberst leicht verwundet wurden.

Partei-Angelegenheiten.

Der mecklenburgische Parteitag nahm am zweiten Verhandlungstag ein Kommunalprogramm an, das von einer Kommission vorberaten war. Reichstagsabgeordneter Dr. Herzfeld-Berlin hielt ein Referat über die Lage der Landarbeiter. Im Anschluß hieran wurde ein Antrag aus Schwerin verhandelt, eine Landarbeiter-Zeitung allmonatlich herauszugeben. Im Prinzip erklärte sich der Parteitag dafür. Die Einzelheiten sollen durch die Genossen in Rostock erledigt werden. Ferner wurde beschlossen, den Parteivorstand in Berlin zu ersuchen, ein Flugblatt zur Massenverbreitung über den Lebensmittelwucher herauszugeben.

Gemeindewahlsiege in Baden. Im Rathause zu Kirchheim bei Heidelberg sind nun 24 Sozialdemokraten eingezogen, deren es bisher nur 3 waren. Die Opposition gegen die bisherige Rathaus-Herrschaft hat in allen drei Klassen nahezu einen vollkommenen Erfolg zu verzeichnen. In der 2. und 3. Klasse, in letzteren mit 30 Stimmen Mehrheit, siegte die Liste unserer Partei. — Auch in Forst bei Bruchsal gewann die Arbeiterschaft im Kampfe um die 3. Klasse gegen die Rathauspartei. In beiden Orten wurde für die Arbeiterschaft die Wahl auf eine so ungünstige Tageszeit verlegt, daß die Arbeiterschaft vielfach nur auf Kosten ihres Tagelohnes das Wahlrecht ausüben konnte.

Strafkonto der Presse. Das Reichsgericht verwarf am Montag die Revision des Genossen Adler von der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung" gegen ein Urteil des Landgerichts zu Kiel vom 6. Februar, das ihn wegen Beleidigung der Marineverwaltung mit drei Monaten Gefängnis belegte.

Von den Organisationen. In Mannheim macht die politische Organisation gute Fortschritte. Der Ortsverein zählte anfangs 1902 etwa 1200 Genossen; zu Beginn dieses Jahres waren es deren 2164 und heute ist die Zahl 3000 bereits überschritten. Eine bedeutende Zunahme (98) weist die erste Hälfte des Oktober auf, wobei jedenfalls der Parteitag von großem Einfluß gewesen ist.

Dem Genossen Eißnert, dem neugewählten Beigeordneten in Offenbach, wurden als amtliche Verrichtungen die Abhaltung der Sühnetermine und die Vertretung der Bürgermeisterei beim Rekrutierungsgeschäft der Stadt Offenbach zugewiesen.

Ein Freispruch. Genosse Quessel vom Stettiner „Volksboten" wurde von der Anklage freigesprochen, einen Kreisbaumeister beleidigt zu haben.

Vierzehn Tage Gefängnis erhielt Genosse Stauser in Bremen zudiktiert, weil er einen Straßenbahnkontrolleur beleidigt haben soll. In einem Eingesandt der Bremer „Bürgerzeitung" war gesagt worden, daß der Kontrolleur v. Weihe betrunken zum Dienst gekommen sei. Acht Zeugen waren zum Zwecke des Wahrheitsbeweises geladen. Das Gericht kam aber zur Verhängung obiger Strafe, weil der Wahrheitsbeweis nicht voll erbracht wurde. Genosse Stauser war bisher nicht vorbestraft. Gegen das Urteil ist Berufung eingelegt worden.

Arbeiterbewegung.

Von der Aussperrung der Berliner Fabrikschuhmacher wird berichtet: Die Aussperrung und der bekannte Revers sollten der Prüfstein sein, inwieweit die Berliner Arbeiter der Schuhindustrie den Organisationsgedanken erfaßt haben. Diese Prüfung ist glänzend ausgefallen, denn nur in einer Fabrik ist ein großer Teil der Arbeiter abtrünnig geworden, in allen anderen Betrieben sind die Tore umsonst geöffnet worden, denn auch die Unorganisierten lehnten die Unterschrift des Reverses ab. Am Donnerstag Nachmittag überbrachten auf Beschluß der öffentlichen Versammlung die Arbeiterausschüsse der einzelnen Fabriken ihren Fabrikanten die Antwort, daß der Revers unbedingt zurückgezogen werden müsse, ehe die Arbeit aufgenommen werden könne. Die Antwort der Fabrikanten, soweit sie wußten, daß sie Organisierte vor sich hatten, ging dahin, diesen würde der Revers nicht vorgelegt werden; man suchte also nur die Unorganisierten zu fangen, und dieses ist vollkommen fehlgeschlagen. Nach dem Fabrikantenorgan sollen in 34 Fabriken 2500 Arbeiter entlassen sein. Das ist Flunkerei, um den Anschein zu erwecken, daß der Berliner Fabrikantenverband die gesamte Schuhindustrie in Berlin beherrsche; soweit reicht seine Macht nicht, in 32 Betrieben sind ca. 1000 Personen ausgesperrt, während ungefähr dieselbe Anzahl Fabriken mit der gleichen Arbeiterzahl dem Ringe nicht angehört.

Metallarbeiterstreik in Rheda i. W. Die im Metallarbeiterverband organisierten Arbeiter des Simonswerkes in Rheda in Westfalen sind in den Streik getreten, um sich gegen die Absichten der Fabrikleitung auf Vernichtung der Organisation zu wehren.

Der Schneiderstreik in Triest ist beendet. Durch Vermittelung der Statthalterei kam eine Einigung zustande, wonach die Meister eine neunstündige Arbeitszeit (bisher zehn Stunden) und eine zehnprozentige Lohnerhöhung für die Arbeiter und eine fünfprozentige für die Arbeiterinnen zugestanden; jedenfalls ein schöner Sieg für die Organisation.

Die Hafenarbeiter in Newyork haben den Generalstreik proklamiert.

Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 24. Oktober.

Wieder ein Tarifabschluß.

Der Zweigverein Breslau des Metallarbeiter-Verbandes hat wieder einen guten Erfolg zu verzeichnen. Durch die Vermittelung der Organisation sind für die Angestellten der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Installationsbureau Breslau, Lohnerhöhungen, die tariflich festgelegt sind, erreicht worden. Zwischen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, Installationsbureau Breslau, vertreten durch die Herren Scholz, Wilthauer und der von dem gesamten Montage-Personal gewählten Kommission, den Monteuren Grosser, Lengefeld, Nöbel, Kupke, Knappe, Zippler und Heimann ist am 22. Oktober cr. nachstehender Tarif vereinbart worden:

1. Die Tageszulagen werden wie folgt festgesetzt: Für den Monteur 5 Mark (früher 2.50 Mark), Hilfsmonteure 2.50 Mark (früher 2 Mark).

2. Sämtliche Monteure, Hilfsmonteure und Werkstattarbeiter erhalten pro Stunde 5 Pfennige Zulage, vorausgesetzt, daß dieselben seit dem ersten April 1906 keine Zulage bekommen haben. Diejenigen Monteure, welche in der Zwischenzeit, also seit 1. April 1906, eine Zulage von 2½ Pfg. erhalten haben, bekommen eine weitere Zulage von 2½ Pfg.

3. Die unter Position 1 und 2 vereinbarten Sätze treten am 31. Oktober 1906 in Kraft.

4. Betreffs der Stadtmontagen wird festgesetzt, daß bei Montagen innerhalb eines Umkreises von 1½ Kilometer vom Zentrum der Stadt (Kornecke) entfernt, eine Stunde Laufzeit angerechnet werden kann. Hierbei ist Bedingung, daß die Montage 14 Tage Dauer überstiegen muß. Bei Stadtmontagen, die in einer Entfernung von über 1½ bis 4 Kilometer vom Zentrum der Stadt entfernt liegen, beträgt die Tagesmiete 1 Mark.

5. Vom 1. Januar 1908 ab werden für Monteure zwei Lohnklassen, ebenso für Hilfsmonteure zwei Lohnklassen zur Einführung gebracht. Die Festsetzung der Höhe dieser Lohnklassen erfolgt durch die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft Breslau unter Zuziehung der vom gesamten Montagepersonal gewählten Kommission.

Die Aufbesserung für Montage beträgt, einschließlich der Zulage von 5 Pfg. pro Stunde, wöchentlich bis 15 Mark.

Die Forderungen sind von der Organisation eingereicht worden, die Verhandlungen mit der Direktion dagegen fanden nur zwischen dieser und einer Arbeiterkommission statt. Vor zwei Jahren waren auch Forderungen eingereicht worden, wodurch eine Zulage von 5 Pfg. pro Stunde erreicht wurde. Gegen 1904 beträgt jetzt die Erhöhung des Lohnes 10 Pfg. pro Stunde. Aus diesem Ergebnis können die Arbeiter die Lehre ziehen, daß die Beiträge für die Organisation reiche Früchte tragen, ohne dieselben würde sich kein Unternehmer dazu verstehen, freiwillig die Lohn- und Arbeitsverhältnisse aufzubessern.

Steuereinschätzung durch den Arbeitgeber.

Um den Einkommensteuer-Einschätzungskommissionen ihre Arbeit zu erleichtern, zugleich aber auch, um die Einkommen der Arbeiter schärfer als bisher zur Steuerleistung heranziehen zu können, sieht die Novelle zum Einkommensteuergesetz (19. Juni 1906) für die Einkommen unter 3000 Mark eine Anzeigepflicht der betreffenden Arbeitgeber vor, wie das bereits früher schon im Königreich Sachsen der Fall ist. Die Gemeindevorstände haben nämlich das Recht erhalten, die Haushaltungsvorstände usw. über die Einkommensverhältnisse ihrer Arbeiter usw. zu befragen. Die Befragten sind verpflichtet, bei Vermeidung von Strafe Auskunft zu erteilen.

Der Breslauer Magistrat, der alle Mittel ergreift, um durch stärkeres Fließen der Steuerquellen den mit Aufhebung der Schlachtsteuer drohenden Ausfall decken zu können, hat nun von dem durch das Gesetz verliehenen Rechte weitestgehenden Gebrauch gemacht. Die von ihm verschickten Fragebogen verlangen nicht nur die Anzeigepflicht für die Einkommen von unter 3000 Mark, sondern für sämtliche Angestellte, ferner geht die Befragung bis in alle unserer Ansicht nach mit dem Deklarationszweck nicht in Zusammenhang stehende Einzelheiten. Die Wirkung der neuen Maßnahme muß abgewartet werden. Zweifellos ist, daß den Arbeitgebern durch die Anzeigepflicht nicht unerhebliche Scherereien erwachsen werden, zweifellos ist auch, daß manches Einkommen, das bisher gar nicht oder zu gering besteuert war, schärfer herangezogen werden wird. Aber der Arbeiter steht doch schließlich auf dem Boden, daß zwar die Ursachen für allzu hohe Steueranforderungen bekämpft, im übrigen aber jedes Einkommen, soweit es vom Gesetze für steuerpflichtig erklärt ist, herangezogen werden muß. Auf der anderen Seite bleibt auch nicht zu verkennen, daß die unzähligen Reklamationen gegen die erfolgte Einschätzung durch die Anzeigepflicht in Zukunft erheblich eingeschränkt werden.

Der rathausstürmende Gardehauptmann von Köpenick taucht jetzt in allen Gegenden unseres lieben Vaterlandes auf; überall will man Spuren entdeckt, überall ihn gesehen haben, warum nicht auch in oder bei Breslau? Wie die bürgerliche Presse zu melden weiß, wurde am Montag Nachmittag von dem Gendarm Baumgart aus Rothsürben im benachbarten Bismarckfelde ein Mann verhaftet, der ihm Aehnlichkeit mit dem „Hauptmann von Köpenick" zu haben schien, und in dessen Papieren er auch Namensunterschriften fand, die den veröffentlichten Schriftzügen des Schwindel-Hauptmanns ähnelten. Der Verhaftete nennt sich Grashoff und will aus Chemnitz stammen. Er gibt an, Techniker zu sein und sich vor 14 Tagen in Berlin und auch in Köpenick aufgehalten zu haben. Vorgestern ist er mit der Bahn nach Rothsürben gekommen. Geld ist in seinem Besitz nicht vorgefunden worden. Der Verhaftete wurde nach Breslau transportiert. Von Leuten, die ihn gesehen haben, wird uns mitgeteilt, daß der Aufgegriffene schwerlich den „Hauptmann von Köpenick" gespielt haben könne, dazu sei er durchaus nicht die Persönlichkeit, trotz seiner gewählten Ausdrucksweise mache er einen zu wenig intelligenten Eindruck. Er stehe im Alter von 46 Jahren, habe O-Beine und eine hervorstehende, schiefe Schulter; das Gesicht sei mit seinen stark hervortretenden Backenknochen geradezu häßlich zu nennen. Die weiteren Ermittelungen seitens der hiesigen Staatsanwaltschaft werden ja wohl ergeben, ob man es hier in der Tat mit dem echten falschen „Hauptmann von Köpenick" zu tun hat, oder ob auch hier der grassierende Fangeifer der Behörde einen Streich gespielt hat.

* **Um Florenz und seine Kunstschätze** auch denen näher zu bringen, die nicht das Glück haben, sie an Ort und Stelle zu studieren, hatte der Humboldt-Verein letzten Sonntag einen Abend veranstaltet, der zahlreich besucht war und angenehm verlief. Herr Ludwig Stizenfeld gab zunächst in knappen Umrissen ein Bild von der Entwickelung und Bedeutung Florenz': Man könne ihre Gründung bis in die graue Vorzeit zurückverfolgen. Die Römer, Goten und Longobarden teilten sich wechselseitig in die Herrschaft von Florenz. Erst im 11. Jahrhundert kam Florenz zur Selbstregierung. Im Mittelalter fanden zahlreiche Partei- und Straßenkämpfe statt; Adel und Demokratie stritten um die Herrschaft. Trotzdem blühten Handel und Gewerbe in ungeahntem Maße. Im Jahre 1338 besaß Florenz mehr als 200 Tuchfabriken. Die Banken waren über die ganze Welt zerstreut, die Münze von Florenz erfreute sich großer Beliebtheit. Auf diese Weise konnte die Blumenstadt Florenz über große Reichtümer verfügen. Unter den Adelsfamilien, die im 14. Jahrhundert zu Reichtum, Macht und Ansehen gelangten, trat besonders die Bankierfamilie der Medici hervor. Mit ihnen begann das Mediceische Zeitalter, eine Zeit hoher Blüte und großen Glanzes. Die Medici verfolgten eine friedliche Politik, vor allem pflegten sie Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft. Nach dem Tode Giovannis di Medici, 1429, vollendete Cosimo dessen Werk. Er gründete Klöster, reich Kapellen und Kirchen bauten, und beschäftigte dadurch Maler, Bildhauer und Architekten. Sein Sohn Pietro herrschte nur wenige Jahre. Des letzteren Sohn Lorenzo (der Prächtige genannt) regierte von 1469—1492, zugleich mit seinem Bruder Giuliano. Lorenzo teilte die wissenschaftlichen und künstlerischen [illegible]

gen seiner Vorfahren. Er hatte grobe eckige Züge, aber wußte durch seine schöne Redensweise die Menschen für sich einzunehmen. Je höher indes sein Ansehen stieg, desto mehr Feinde erwarb er sich aber auch. Am 26. April 1478 brach eine Verschwörung gegen die Medici los, Giuliano wurde ermordet, während Lorenzo sich rettete. Eine große Anzahl Verschworener, darunter Jacopode Pazzi, wurden getötet. Natürlich stieg durch diesen Ausgang die Popularität der Medici noch mehr. Lorenzo starb 1492, angeblich durch Gift.

Redner verbreitete sich dann noch kurz über den Einfluß Savonarolas in Florenz, der besonders gegen die Verderbnisse der Kirche wetterte und die Prunksucht bekämpfte. Zum Schluß resümierte sich Herr Sittenfeld dahin, daß Florenz einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung von Kunst und Wissenschaft gehabt habe, wenn es auch jetzt nicht mehr die Bedeutung unter den Kunststädten einnehme.

Anschließend hieran rezitierte Fräulein Martha Recksiegel eine Anzahl Gedichte, die Florenz' kulturelle Bedeutung für die Menschheit in das rechte Licht rückten. Unter anderem „Lorenzos Tod aus Savonarola" von Renan, Zwei Sonette von Dante, „Alles in Dir" von Michel Angelo Buonarotti, „Die Gegenheit" von Machiavelli und „Die Satyrmaske" von Stier. Mit großem Geschick spielte Carl Marschall, ein Knabe, auf der Violine eine „Serenade" von G. Piorne und die „Phantasie über Motive aus Verdis Troubadour" von Singelee. Am Klavier begleitete feinsinnig der Kapellmeister Völkel.

Schließlich wurden uns die Kunstschätze und die bedeutendsten Männer Florenz' in Lichtbildern vorgeführt. Martha Recksiegel übernahm das Amt der Erläuterung zu den einzelnen Bildern. Alles in allem war es ein anregend verlaufener Abend, der vor allem dazu beitragen kann, durch weiteres Studium Florenz noch besser kennen zu lernen. r.

* **Bund für Mutterschutz**, Schlesische Ortsgruppe. Am 20. Oktober fand im Fürstensaal des Rathauses eine Versammlung unter Vorsitz des Herrn Dr. Robert Asch, hier, statt, die zur Beschlußfassung über die Konstituierung einer „Schlesischen Ortsgruppe" des im Anfang vorigen Jahres in Berlin begründeten Bundes für Mutterschutz geladen war. Nach einem vom Rechtsanwalt Dr. Rosenthal erstatteten Referat und eingehender Diskussion erklärte sich die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden für die Bildung der Ortsgruppe, auch waren eine Anzahl schriftlicher zustimmender Erklärungen eingegangen. Es wurde hierauf die Gründung der Ortsgruppe beschlossen und ein Ausschuß gewählt, dem folgende Herren und Damen angehören: Dr. Carl Alexander, Rechtsanwalt Armer, Primärarzt Dr. Robert Asch, Frau Marie Biel, Dr. Walter Freund, Sanitätsrat Dr. Theodor Körner, Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Küstner, Frau Else Reisser, Rechtsanwalt Dr. Max Rosenthal, Sanitätsrat Dr. Scharff-Schweidnitz und Fräulein Rosa Urbach.

Wie bei den meisten sozialen Reformbestrebungen scheinen auch hier diejenigen, welche die Angelegenheit am meisten betrifft, die Arbeitermütter, nur Objekte, nicht auch Mitwirkende werden zu sollen. Daran aber wird, wie in so vielen Fällen, die an sich lobenswerte Bestrebung scheitern.

* **Unser Leitungswasser.** Nach der am 21. Oktober vorgenommenen amtlichen Analyse des Breslauer Leitungswassers betrug der Manganangehalt 0,7 Milligramm und nach der Analyse vom 22. Oktober 0,6 Milligramm in 1 Liter Wasser. — Die Förderung von Leitungswasser nach der Stadt betrug 10,473 Kubikmeter Grundwasser und 19,934 Kubikmeter Oberwasser.

* **Immer langsam voran** scheint unsere wohllöbliche Tiefbauverwaltung zu denken, und deshalb wohl entschließt sie sich so schwer, die nunmehr bereits drei Monate währenden Regulierungsarbeiten in der südlichen Straße des Schießwerderplatzes zu beenden. Hohe Erdhaufen machen noch immer die Benutzung der Bürgersteige unmöglich. Man scheint warten zu wollen, bis diese Hügel der Schnee bedeckt und dann den Kindern prächtige Gelegenheit zu Hörnerschlittenfahrten gegeben ist. Alle Achtung vor dieser Kinderfreundlichkeit der Bauverwaltung, wir meinen aber: alles an seinem Platze!

* **Sonntägige Omnibusfahrten nach Hundsfeld**, unserem als Ausflugsort beliebten Nachbarstädtchen, wird die Breslauer Omnibusgesellschaft vom kommenden Sonntag an einführen. Die neue Omnibus-Verbindung fährt für den billigen Preis von 20 Pfennigen bis nach Hundsfeld (Zwischenstationen: Breslau-Sängerlust 15 Pfg., Sängerlust-Hundsfeld 10 Pfg.) Die Abfahrt der Omnibusse an Sonn- und Feiertagen von 2 Uhr Nachmittag an ab Café Hemm (Obertorwache) in Zeiträumen von 20 bis 30 Minuten. Nach 12 Uhr Nachts beträgt der Fahrpreis 30 Pfg. pro Person. Die Omnibus-Gesellschaft dürfte mit dieser neuen Linie gewiß vielen Anklang finden.

* **Einen Lichtbildervortrag**, arrangiert vom Deutschen Holzarbeiterverbande, veranstaltet Genosse Theodor Mentzen-Leipzig über die Karikatur des 19. Jahrhunderts. Der Vortrag findet Montag, den 29. Oktober, Abends 8 Uhr im großen Saale des Gewerkschaftshauses statt.

* **Stadt-Theater.** Anders „Fra Diavolo" gelangt heute Mittwoch zur Wiederholung. Morgen Donnerstag findet die die erste Aufführung der beiden Opern „Die Magd als Herrin" von Pergolese und „Der Herr Kapellmeister" von Paër statt. Den Abend beschließt die Vaudeville-Burleske „Guten Morgen, Herr Fischer." In den beiden Opern sind die Herren Siewert, Rehkopf, Lücke, Dörwald, Schauer und die Damen Wolter, Jaffé, Förster beschäftigt. Die musikalische Leitung hat Herr Kapellmeister Bruk, die szenische Herr Regisseur Kirchner. In „Guten Morgen, Herr Fischer" wirken die Damen Förster, Jaffé, Reisch und die Herren Will, Martini, Wallauer mit. Regie: Herr Will. Am Freitag folgt Richard Wagners Musikdrama „Siegfried" mit Herrn Trostorff in der Titelpartie. (Anfang 7 Uhr.) Sonnabend gelangt in neuer Einstudierung Henrik Ibsens Schauspiel „Die Wildente" zur Darstellung. — Richard Strauß' Oper „Salome" wird im Laufe der nächsten Woche wieder in Szene gehen. — Die Direktion hat die Oper „Die Brüder" von Victor Boischetti und „Die Liebenden von Kandahar" von Leopold Reichwein zur Aufführung angenommen.

* **Lobe-Theater.** Heute Mittwoch und morgen Donnerstag finden Wiederholungen von Claude Terrasses Operette „Der Kongreß von Sevilla" statt. Freitag gelangt zum ersten Male Edmund Sees Lustspiel „Das elfte Gebot" in der Uebersetzung von Alfred Halm zur Darstellung. Sonnabend geht die neue Operette „Der Kongreß von Sevilla" von Claude Terrasse in Szene.

* **Volksvorstellungen im Thalia-Theater.** Als erste Vorstellung der neuen Serie wird Artus' Louis Lustspiel „Spatzenliebe", heute Mittwoch für Gruppe C, morgen Donnerstag für Gruppe D gegeben. An der Abendkasse Billettverkauf.

* **Vom Bierwagen überfahren.** Am 22. d. Mts., Nachmittags, wurde auf der Neuen Tauentzienstraße eine 86 Jahre alte Frau beim Ueberschreiten des Fahrdammes durch einen Bierwagen überfahren und erlitt schwere Wunden im Gesicht. Die Verunglückte wurde in das Krankenhaus Bethanien gebracht.

* **Von der Feuerwehr.** Am 22. d. Mts., Abends, wurde die Feuerwehr wegen eines kleinen Schornsteinbrandes nach Klosterstraße 80 gerufen. — Am 23. d. M., Vormittags, in der 8. Stunde brach auf der Lessingstraße 7 in einer im Keller gelegenen Malerwerkstatt aus bisher unermittelter Ursache Feuer aus, das größeren Umfang annehmen konnte. Die Feuerwehr löschte den Brand nach [illegible]

Aus Schlesien und Posen.

Ein wackerer Kämpfer

unserer Partei, nämlich der Genosse August Kühn in Langenbielau, vollendet am morgigen Tage, also am 25. d. Mts., seinen 60 jährigen Geburtstag. Unser alter Freund darf das schöne Recht für sich in Anspruch nehmen, schon seit 40 Jahren für die Ideale der Sozialdemokratie zu kämpfen. Er ist noch einer von der alten Garde, die alle Stürme und Wetter der Partei durchgelebt und siegreich überstanden haben. August Kühn wurde in Altenlohm (Niederschlesien) geboren. Nachdem er die Schule verlassen, zog er als Handwerksbursche durch die Lande und arbeitete in den verschiedensten Städten, namentlich im Norden Deutschlands, als Schneidergeselle. Ueberall sammelte sich der wissensdurstige junge Mann Erfahrung und Belehrung, um die dürftige Schulbildung zu ergänzen. Nachdem er sich eine Reihe von Jahren in der Welt umgesehen und die sozialistischen Ideen kennen gelernt, zog es ihn wieder in die Heimat. Von 1889—90 wurde er von dem Breslauer Westkreis als Nachfolger unseres Genossen Kräker in den Reichstag gewählt, unterlag aber bei der Neuwahl 1890 gegen den Freisinnigen, Redakteur Vollrath. Genosse Kühn ist seit vielen Jahren in Langenbielau ansäßig, wo er den „Proletarier" gründete, der ja auch heute noch erscheint. 1893 eroberte er den Wahlkreis Reichenbach-Neurode, verlor ihn aber 1898, um ihn erst 1903 wieder zu gewinnen. Der Wahlkreis dürfte jetzt eine der festen Burgen der Sozialdemokratie sein, nicht zum wenigsten deshalb, weil eine so populäre und markante Persönlichkeit, wie August Kühn, ihn vertritt. Außerdem ist Kühn auch seit den letzten Jahren Mitglied des Gemeinderats in Langenbielau. Nicht nur im Eulengebirge unter seinen Webern, sondern überall in Schlesien und darüber hinaus, hat des weißhaarigen Kämpen Name, dem auch das Gefängnis nicht erspart geblieben ist, einen guten Klang. Möge unser Genosse Kühn, „der ungekrönte König von Schlesien", wie ihn einst ein anderer Veteran unserer Partei in gutmütigem Humor genannt hat, noch recht lange zu Nutz und Frommen der Arbeiterbewegung wirken. Das sei unser herzlicher Wunsch an seinem 60 jährigen Wiegenfeste!

Ein Bürgermeister als Revisor einer Gewerkschaft.

Nicht in der freien Schweiz oder in sonst einem „wilden" Lande ist nachstehender Fall vorgekommen, bei dem ein leibhaftiger Bürgermeister eine ehrenamtliche Funktion in einer Gewerkschaft übernommen, sondern bei uns in Preußen, in unserem lieben Schlesien. Besteht da in dem Städtchen Canth eine Zahlstelle des deutschen Tabakarbeiter-Verbandes. Eines Tages bekam der Vertrauensmann Polizeibesuch und wurde gefragt, ob die Tabakarbeiter eine freie Hilfskasse hätten. Der Vertrauensmann erklärte, daß ja eine solche gar nicht angemeldet sei, es existiere in Wirklichkeit nur eine Zahlstelle des deutschen Tabakarbeiterverbandes. Acht Tage später erschien der Polizist wieder und ersuchte den Vertrauensmann, sofort zum Bürgermeister zu kommen. Bürgermeister Scholz gab dann dem Vertrauensmann sofort den Auftrag, Bücher und Belege zu holen, damit er die Kasse revidieren kann. Dieser machte den Herrn Bürgermeister nochmals darauf aufmerksam, daß der Verband keine Hilfskasse sei. Das half aber nichts, der Herr Bürgermeister meinte, es seien in letzter Zeit wiederholt Unregelmäßigkeiten bei Kassen vorgekommen und deshalb notwendig, ein wachsames Auge zu haben. Der Vertrauensmann mußte schließlich doch die Bücher und Belege herbeischaffen. Der Herr Bürgermeister zählte die Marken, er zählte das Geld, alles stimmte. Eine freundliche Rüge erteilte er, als er sah, daß im Hauptbuche die gezahlten Beiträge für die letzten beiden Wochen noch nicht nachgetragen waren; auch mit der Buchführung müsse sich ein Kassenverwalter stets völlig auf dem Laufenden halten. Dann bescheinigte der Herr Bürgermeister mit seiner Unterschrift, daß alles in Ordnung sei, und entließ den Vertrauensmann in Gnaden mit der Bemerkung, er möge sich auf weitere Revisionen gefaßt machen.

Wir sind zwar der Ansicht, daß der Herr Bürgermeister von Canth kein Recht hatte, die Kasse zu revidieren, da er nicht Mitglied des Verbandes ist, und demzufolge auch als Revisor nicht gewählt war. Die Gewerkschaften sorgen schon ganz von selbst für eine entsprechende Kontrolle der Kassengeschäfte. Sie kommen deshalb auch ohne die hohe Obrigkeit sehr wohl aus. Ein gesetzliches Recht stand dem Herrn Bürgermeister zur Revision der Kasse ebenfalls nicht zur Seite. Trotzdem freut uns die behördliche Bestätigung, daß alles gestimmt hat, und wir meinen, wenn überall die hohen Behörden Revisorenämter in den Gewerkschaften übernehmen wollten, dann wäre den Gauleitern 2c. ein ziemliches Stück Arbeit abgenommen und die damit gewonnene Zeit könnten diese ebenfalls noch agitatorisch verwenden.

Für die Erhaltung künstlerischer Altertümer

hat das Oberverwaltungsgericht sich in einem interessanten Prozesse entschieden. Es handelt sich um folgenden Fall: Der Regierungspräsident zu Breslau als Aufsichtsbehörde verlangte von der Münsterberger Stadtverwaltung, daß sie den Patschkauertorturm vor dem Verfall bewahre und die nötigen Mittel auswerfe. Er meinte, daß es sich um ein Bauwerk von geschichtlichem und künstlerischem Wert handele. Die städtischen Behörden lehnten das Verlangen ab. Scheinbar sähen sie am liebsten die Niederlegung des Turmes, der ihnen als Verkehrshindernis erscheint. Der Regierungspräsident antwortete mit der Feststellung der Verpflichtung der Stadt zur Erhaltung des Turmes und ordnete dann im Wege der Zwangsetatisierung an, daß die Stadt zu diesem Zwecke 5717 Mark beschaffe.

Die Stadtgemeinde, vertreten durch ihren Magistrat, klagte demnächst gegen den Regierungspräsidenten beim Ober-Verwaltungsgericht. Sie machte geltend, die Kunst am Patschkauertorturm sei von sehr problematischem Wert. Allerdings habe der Provinzial-Konservator erklärt, daß der Turm ein stattliches Denkmal alter Stadtherrlichkeit und Wehrkraft wäre, welches zweifellos erheblichen geschichtlichen Wert habe; und weiter meine der Konservator noch, daß der Turm, wenn er auch ohne schmückende Kunstformen wäre, seinem ganzen durchaus ansprechenden Aufbau nach und vor allem wegen seines massiven, aus eigenartig geformten Ziegeln künstlerisch wirksam gewölbten stolzen Rundbelms nicht ohne Wert sei. Dies müsse jedoch die Stadt bestreiten. Auch sei eine Rechtsgrundlage für die Verfügung des Regierungspräsidenten nicht zu erkennen. Er sei noch standfest, würde die Häuser noch um hunderte von Jahren überdauern. Auf ästhetische Interessen lasse sich aber solche Verfügung nicht stützen.

Der erste Senat des Ober-Verwaltungsgerichts wies jedoch die Klage der Stadt ab und erklärte die Zwangsetatisierung für gerechtfertigt. Das Gericht ging dabei aus, daß die Gemeinden verpflichtet seien, solche städtische Bauwerke in Stand zu halten, die einen wissenschaftlichen, geschichtlichen oder künstlerischen Wert besitzen und daß sie von der Aufsichtsbehörde zur Erfüllung dieser Pflicht angehalten werden könnten, nötigen Falles unter Zwangsetatisierung der erforderlichen Mittel. Hinsichtlich des hier vorliegenden Falles wurde noch ausgeführt, daß es nicht darauf ankomme, ob der Turm ein Verkehrshindernis darstelle. Auch könnte dahingestellt bleiben, ob der Turm Kunstwert habe. Jedenfalls habe er aber geschichtlichen Wert und schon deshalb rechtfertige sich die Zwangsetatisierung.

—z. **Bromberg**, 24. Oktober. Die Reifenmacher von Schultz, Provinz Posen, und Culm, Provinz Westpreußen, haben ihren Arbeitgebern, da der im Mai vorigen Jahres abgeschlossene Arbeitsvertrag in diesem Monat abläuft, einen neuen Vertrag, der bis zum 1. April 1908 Gültigkeit haben soll, zur Unterzeichnung vorgelegt. In demselben wird zufolge der Steigerung der Lebensmittelpreise eine allgemeine Lohnaufbesserung verlangt, die im Durchschnitt etwa 15 Prozent beträgt. Für Arbeiten, die im Tagelohn ausgeführt werden, sollen 40 Pfg. pro Stunde gezahlt werden. Da die Arbeitgeber für Unterhandlungen über die eingereichten Forderungen nicht zu haben sind, haben die in Betracht kommenden Reifenmacher, welche dem Zentralverbande der Böttcher angehören, und eine achttägige Kündigungsfrist haben, am letzten Sonnabend ihr Arbeitsverhältnis gekündigt.

Gnesen, 24. Oktober. Das mächtige Preußen gegen die Polen. Eine arme Polenfrau ist am vergangenen Sonnabend hier vor das Amtsgericht geladen worden, um als Zeugin im Kinder-Schulstreik vernommen zu werden. Sie sollte darüber Auskunft geben, ob der hiesige Probst Pietrowicz in einer in der Kirche gehaltenen Predigt zum Widerstande gegen die Lehrer im Religionsunterricht aufgefordert habe. Da sie die Aussage verweigerte, ist das Zeugniszwangs-Verfahren gegen sie eingeleitet und Haft gegen sie verhängt worden, welche sie z. Z. im hiesigen Gefängnisse verbüßt.

Aus den Gerichtssälen.

Aus der Kaserne!

Zur Degradation und fünf Monaten Gefängnis hatte das Breslauer Kriegsgericht der 11. Division den Sergeanten Arndt vom Füsilier-Regiment 38 in Glatz wegen Mißbrauch der Dienstgewalt zu Privatzwecken in Verbindung mit vorschriftswidriger Behandlung und Beleidigung Untergebener unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verurteilt. A. stand damals auch unter Anklage der widernatürlichen Unzucht, die aber nicht angenommen wurde. Das kriegsgerichtliche Urteil führte aus, daß bei dem Angeklagten krankhafte Veranlagung vorliege. Sein Verteidiger, Rechtsanwalt Bick, beantragte die Beobachtung des Sergeanten auf seinen Geisteszustand und das Oberkriegsgericht, welches sich auf die Berufung nochmals mit dem Fall beschäftigte, beschloß demgemäß. Das Oberkriegsgericht schloß die Oeffentlichkeit während der ganzen Dauer der Verhandlung wegen Gefährdung der Sittlichkeit aus und erkannte: die Berufung des Angeklagten wird verworfen und 4 Monate Untersuchungshaft als von der Strafe verbüßt erachtet.

Die Bibliothekstunden des sozialdemokratischen Vereins finden von jetzt an Montags von **7—9 Uhr** statt. Punkt 9 Uhr wird die Bibliothek geschlossen.

Todes-Anzeige.

Am 20. d. Mts. verschied plötzlich unser wertes Mitglied, der Rammer 4720

Hermann Johnscher.

Ein dauerndes, ehrendes Andenken werden ihm jederzeit bewahren

Die Mitglieder d. Verband. d. Steinrammer u. Hilfsarbeiter
(Filiale Breslau).

Beerdigung: Mittwoch nachm. 2½ Uhr. Trauerhaus: Rosenstr.

Begräbnisverein der Böttcher.
Das Mitglied **Paul Hahn** ist gestorben. Beerdigung: Donnerstag, d. 25. d. Mts., nachm. 1 Uhr, vom Allerheiligen-Hospital nach Gräbschen. 4717

Erklärung. 4716
Hiermit erkläre ich meine Aussage gegen meinen Mann, den Tischler Josef Lempert vor dem Kommissariat 23 für unwahr. Frau **Marie Lempert.**

Winter-Paletots
in größter Auswahl
G. Knauerhase
Inh.: **O. Dehmel**
Nur 4499
Neumarkt 45.

Für alte und neue Lumpen,
altem Eisen u. Bruchmetallen werden die höchsten Preise gezahlt 4435
Gräbschenerstr. 82a.

Tüchtiger Barbiergehilfe
f. s. d. meld. **Wende, Leuthenstr. 18.** [4721

Tüchtige Maschinennäherin
für **Knaben-Garderobe** melde sich **Alsenstraße 51, Steiner.** [4701

Fett-Sprotten
¼ Pfund 8 Pfg. [4718
Tiroke, Gräbschenerstr. 6.

Die
Volks- und Schul-Zahnklinik,
Nikolaistraße 58, II,
ist eröffnet.
Sprechstunden von ½1—½3 Uhr, ½6—8 Uhr.
Behandlung unentgeltlich.
Leit. Zahnarzt Walter
Moltkestr. 1. Eing. Matthiasstr. 18.
Telephon 7067. 4589

Henkel's Bleich-Soda
Bestes u. billigstes Wasch- u. Bleichmittel

„So dringend wurde das Bedürfnis empfunden, unter einem bestimmten Befehl zu stehen."

Vielleicht eine Warnung für Könige.

* * *

„Der Blaukoller".

Folgende niedliche Geschichte erzählt Richard Braunbeck in den „M. N. N.": Die Köpenicker Tragikomödie erinnert mich an meinen Aufenthalt in Berlin während der diesjährigen Faschingssaison. Ich hatte da mit einigen anderen Münchener Freunden die humoristische Leitung eines großen karnevalistischen Ballfestes übernommen. Der Charakter des Festes brachte es mit sich, daß viele Besucher in der Maske von Schutzleuten und Steuerboten erschienen, um anwesende „Automobilisten" abzufangen und zu bestrafen. Wir Münchener kamen in bayerischer Gebirgstracht und waren, wie man sagt, schnackerfidel. Auch unter den anwesenden Berliner „Schutzleuten" zeichneten sich die meisten durch Humor aus, besonders einer war ein „Urbiech". Er hatte gedruckte Verhaftungsbefehle bei sich und nahm alle Augenblicke einen „Autler" gefangen, wobei ihm seine „Kollegen" dann wacker Beihilfe leisteten. Bald da, bald dort in den verschiedenen großen Sälen geschah eine Verhaftung, zum großen Gaudium aller Anwesenden. Da, gegen 10 Uhr, erschien plötzlich ein schlanker Mann auf der Bildfläche in der Uniform eines Polizeileutnants. Er schritt würdevoll durch den Saal, und allseits wurde ihm ehrerbietig Platz gemacht. Einige der „Schutzleute" hatten eben wieder einen Autler verhaftet, der Herr Leutnant trat ernst hinzu und sagte zu der karnevalistischen Polizei in gemessenem Tone: „Lassen Sie das!" Sofort ließen die Männer schweigend ihr Opfer los und verschwanden aus dem Gesichtskreis des Gestrengen. Gegenüber den „Steuerboten" schritt der Polizeileutnant in gleicher Weise ein, ebenso gegen einige andere Gruppen der Verhaftungen vornehmenden „Schutzleute." Stets stoben die „Beamten", die dazu meist humoristisch maskiert, also durchaus nicht echt waren, auseinander und flohen den ernsten Blick des Polizeioffiziers. Selbst das närrisch kostümierte „Urbiech" wich dem Gestrengen ernstlich aus. Und das mitten im karnevalistischen Ballgetriebe!

Wir Münchener vollführten unterdessen im „Bierstübel" unsere „Gaudi". Da kam der Herr Leutnant auch zu uns. Und als eben Freund Xaverl einen Jodler von sich gab, daß Tische und Stühle zitterten, trat der Uniformierte streng an ihn heran, durchbohrte ihn mit einem Polizeibasiliskenblick und sprach wieder sein „Lassen Sie das!" Da kam er aber bei unserem Xaverl schön an. „Jeh, eahm schaugt's o", schrie der hellauflachend. „Er aa — wo hams's denn den auslassen?" Die Augen des Polizeileutnants spien Feuer. Den Berlinern ringsum wurde angst und bang für den armen „Tiroler." Der aber ließ sich nicht daraus bringen:

„Bist a netter Herr", höhnte er den hohen Beamten, „und sab a no. Von dir möcht i a halbs Pfund." Da war's mit einem Male aus mit dem Ernst des Herrn Polizeileutnants. Er lachte, und wir anderen, die wir eben dazu kamen, lachten mit, und auch die lachten mit, die vorher den Herrn Leutnant gefürchtet hatten. Der „Herr Leutnant" aber, ein Berliner Künstler, der übrigens mehrere Semester in München studiert hatte, setzte sich dann zu uns und gab uns auf die Frage, wie er dazu komme, eine so fade Maske zu wählen, etwa folgenden Bescheid:

„Die Berliner leiden am Blaukoller, wenn sie eine Uniform erblicken, ersterben sie in Demut. Und das macht mir Spaß. Uebrigens bin ich durchaus nicht echt gekleidet, aber 'n blauer Fetzen und 'n paar Achselstücke genügen."

Die beste Wahl.

Ein Engländer, ein Schotte und ein Irländer sollten gehenkt werden, weil sie Schafe gestohlen hatten. Das Stehlen eines Schafes wurde in Großbritannien damals mit dem Tode bestraft.

Es wurde den Missetätern die Wahl gelassen, wo sie gehenkt werden wollten.

Stolz sprach der Engländer: „So will ich an einer alten englischen Eiche hängen." — Es geschah so.

Der Schotte wollte in der Liebe für sein engeres Vaterland nicht zurückstehen und sagte: „Laßt mich an einer schottischen Tanne sterben." — Es geschah so.

Nun wurde der Irländer gefragt. „Ja, meine Herren", sagte er, „ich wünsche an einem irischen Stachelbeerstrauche zu hängen."

„Aber Patrick", sagte der Richter, „der ist ja viel zu niedrig!"

„O, meinte Patrick, „das macht nichts; ich kann warten bis er wächst!" — Es geschah so.

„Verachtest so du deinen Kaiser, Tell, und mich, der hier an seiner Statt gebietet, daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?" (Aus den Worten des Landvogts Gessler an Wilhelm Tell. Motto über alle Berichte zur Erklärung der Köpenicker Hochstapler-Komödie.)

Die neunzehn Matrosen.

Und fielen drüber Opfer ohne Zahl —
Man will in Blut die Rebellion ersäufen.
Neunzehn Matrosen stehen auf einmal
Verschränkten Armes vor den Flintenläufen
Die Hängerei bekam der Fiskus dick;
Kostspielig ward's allmählich, herzustellen
Aus gutem Hanf 'nen dauerhaften Strick —
Man füsiliert die trotzigen Rebellen.

Und haben sie, die vor dem Tode stehn
In ihrer ersten frischen Jugendblüte,
Zerknirscht ihr Unrecht endlich eingesehn
Und ihren Frevel an des Zaren Güte?
Sie stehn wie Mauern; keine Wimper zuckt
Und keiner wünscht, daß ihnen Gnade werde . . .
Vor dem Peloton, dem schußbereiten, spuckt
Verächtlich jeder auf die Heimaterde.

Schier unbegreiflich! Alle stolz und kalt
Und keine Spur von Weichheit oder Reue?
Was gibt den Frevlern innerlichen Halt,
Die sich versündigt an der Söldnertreue?
Die Augen trocken, keine Wange blaß?
Kein menschlich Weh, vom Leben sich zu trennen?
Aus ihren Augen blitzt der flustre Haß —
Muß widerwillig man sie Helden nennen?

Ihr werdet sie bewundern, weil ihr müßt!
Sie fürchten nicht die Kugel und das Sterben.
Die Freiheit hat sie auf die Stirn geküßt
Und sie gepanzert für den Tod, den herben.
Die Kette barst, die unfrei sie gemacht.
Vom Traum der Sklaverei sind sie genesen . . .
Die Freiheit hat sie freundlich angelacht
Und Freie sind für Tage sie gewesen.

Noch hofft der Leutnant, ein gelchnürter Wicht,
Daß er zuletzt im Blick ein Grauen läse,
Doch von den Lippen seiner Opfer bricht
Der Freiheit hohes Lied, die Marseillaise.
Es wogt und braust wie Adlerflug, mit Macht
Und schürt der heldischen Begeisterung Flammen . .
Der Degen senkt sich und die Salve kracht
Und im Gesang' bricht Mann für Mann zusammen.

(„Leipz. Volksztg.")

Merkworte.

„Die Regierungen werden in ihren höchsten Abstufungen nur von wenigen Personen gebildet, sie verfügen über eine Armee und eine wohlorganisierte Beamtenschaft, sie können das Geheimnis ihrer Pläne bewahren und diese deshalb von langer Hand her vorbereiten. Trotz dieser gewaltigen Machtmittel sind die Regierungen weit entfernt, den Völkern ihr Vertrauen zu schenken; das Organ ihres Mißtrauens ist die Polizei. Dagegen ist das Volk eine große, ungeordnete Masse, die nur stoßweise in weitentfernten Zeiträumen tätig wird und die ihre Bestrebungen nicht zu verbergen versteht. An die Stelle der Polizei muß bei Volksmassen ein immer waches Mißtrauen als Bürgschaft des Erfolges treten. Ein Volk, das sei. Staatsleben nicht argwöhnischen Auges verfolgt und das nicht jeden Staatsakt nach seiner Einwirkung auf die politische Freiheit beurteilt, wird seiner Selbstbestimmung gar bald durch Gewalt oder was noch gefährlicher ist, durch den unmerklich wirkenden Einfluß der Regierungstätigkeit beraubt werden."

(Professor Anton Menger; „Grundzüge einer Volkspolitik".)

* * *

Allen Knechtschaffenen.

An alle Himmel schreib' ich's an,
Die diesen Ball umspannen;
Nicht der Tyrann ist ein schimpflicher Mann,
Aber der Knecht des Tyrannen.

Christian Morgenstern.

* * *

Ein halber Mann, des Tage schwinden
In selbstischer Befangenheit;
Du sollst im Busen mit empfinden,
Den hohen Wellenschlag der Zeit.
Und wenn im Kampf die Jahre schwanden,
Sei stolz auf deines Hauptes Schnee;
Du hast in Reih und Glied gestanden
Mit den Soldaten der Idee.

Verantwortlicher Redakteur: Theodor Müller. — Redaktion und Expedition: Neue Graupenstr. 5/6. — Verlag von Oskar Schütt. — Druck von Th. Schatky G. m. b. H. — sämtlich in Breslau.

Unterhaltungsbeilage der »Volkswacht«.

No. 43. | Breslau, den 25. Oktober. | 1906.

Das weisse Spitzchen.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald,
Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt:

„Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier oben ist's einsam! Hier oben ist's kühl!

Der See mir zu Füssen hat heut sich entfeilt;
Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reift.

Die Moosbank des Felsens ist dir schon bereit,
Von ihr ist's zum ewigen Schnee nicht mehr weit!"

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht

So komm' ich denn morgen! Nun lass mich in Ruh'!
Erst schliess' ich die Bücher, die Schreine noch zu.

Leis' wandelt in Lüften ein Herdengeläut:
„Lass offen die Truhen! Komm lieber noch heut."

Um der Kinder willen. . . .

Von Gustaf of Geijerstam-Stockholm.

Vor einigen Jahren hatte ich mich in einem Häuschen eingemietet, das in einem Fischerort weit draußen am Meere lag. Nach vielem Wenn und Aber war mir sogar gelungen, die Hausfrau zu bewegen, mich während meines kurzen Aufenthaltes mit des Leibes Nahrung und Notdurft zu versehen. Ich lebte so in naher Berührung mit einer Familie, von deren Schicksal und Verhältnissen ich keine Ahnung hatte. Gleich von Anfang an hatte ich den Eindruck, daß Fragen keine gute Aufnahme finden würden. Darum stellte ich keine, ließ mich in keinerlei Gespräch ein, sondern verhielt mich vollständig neutral. Was ich erfuhr, hat mir der Zufall geschenkt.

Die Gewohnheiten der Familie unterschieden sich in keinem Zug von denen anderer in ihrer Lage. Früh Morgens pflegte der Mann auf den Fischfang zu gehen, spät am Nachmittag kam er zurück. Stets ging er dann an meinem Fenster vorüber, um die Frau und die älteren Kinder zur Mitarbeit am Reinigen der Netze zu rufen; stets tauschten wir bei dieser Gelegenheit einen stummen Gruß. Begegneten wir einander, so wurden nur die allerallltäglichsten Worte gewechselt. Die Frau sah ich öfter. Sie war eins der rührigsten Fischerweiber, denen keine Arbeit zu viel ist, die nie der Ruhe zu bedürfen scheinen. Jeden Morgen rief sie mich auf den kleinen Vorbau hinaus, wo ich meinen Kaffee trank, und während ich da saß, hatte ich Muße und Gelegenheit, sie bei der Arbeit zu beobachten. Ohne mehr als das Allernotwendigste zu sprechen, ging sie ab und zu und brachte meine Stube in Ordnung. Sonst sah ich sie nur, wenn sie mich zu den Mahlzeiten rief. In ihrem Wesen lag, wie in dem ihres Mannes, etwas von schweigender Zurückhaltung, die jede unbefugte Annäherung verbot. Von den Kindern, deren Anzahl ich niemals genau festzustellen vermochte, sah ich so gut wie nichts. Mit der Feinfühligkeit, die das Volk Fremden und Gästen gegenüber zeigt, wurden sie fern gehalten, damit sie nicht störten. So lebte ich im Heim dieser Menschen denn ganz für mich.

Nach ein paar Tagen schien die abweisende Schweigsamkeit, die mich umgab, doch minder streng zu werden und freundlichere Formen anzunehmen. Zu eigentlicher Unterhaltung kams nie; aber der Gruß ward etwas ungezwungener, und als ich meinen Unterhalt für die ersten Tage bezahlt hatte, fühlte ich, daß sich eine gewisse Vertraulichkeit einstellte.

Das Wetter war beständig schön und öfter, als ich mirs vorgenommen, hatte ich die Sonne hinter die niederen Schären verschwinden sehen. Noch dachte ich nicht an die Abreise. Die Ruhe und Abgeschiedenheit, worin ich lebte, hatten einen viel zu wohltuenden Einfluß auf meine Nerven und die Arbeit, mit der ich beschäftigt war. Da hörte ich eines Abends aus dem Teil des Hauses, den die Familie bewohnte, Lärm; das Geräusch von Stimmen, deren Ton gedämpft klingen sollte, eben dadurch aber meine Aufmerksamkeit weckte. Dann ein Laut gleich einem erstickten Schrei oder Jammerruf. Und nun war alles still.

Am folgenden Tag kam Thilda (so hieß die Frau) wie gewöhnlich, um mir zu sagen, daß der Kaffee fertig sei. Ein rascher, spähender Blick streifte mein Gesicht, als wolle sie fragen, ob ich etwas gehört habe. Doch entschlühfte ihr kein Wort. Rasch und schweigsam, wie immer, tut sie ihre Arbeit. Und als der Abend kommt, hilft sie nach alter Gewohnheit Johann Karlsson beim Reinigen und Aufhängen der Netze. Weder ihr noch sein Wesen zeigt irgend eine Veränderung. Gesprächig waren sie nie gewesen und zu besonderer Freundlichkeit ließ die Arbeit ihnen nicht Zeit. So vergingen noch ein paar Tage. Am dritten Tage erhob sich ein scharfer Nordwest, der gewaltige Wogen gegen die Schären warf. Wir hatten schon Mitte August und das Wetter wurde nach und nach herbstlich.

Am Nachmittag sah ich Thilda hastig den Hang hinunter und seewärts gehen. Dort setzte sie sich und starrte auf das Wasser hinaus. Lange saß sie so, zusammengekauert, unbeweglich. Als ich mit meiner Arbeit für den Tag fertig war

und zum Strand hinabging, um den Wellen zuzusehen, saß sie noch da. Sobald sie mich kommen sah, stand sie hastig auf, als schäme sie sich, hier von mir gesehen zu werden, konnte sich aber doch nicht entschließen, zu gehen.

„Haben Sie Angst um Johann?" fragte ich.

Ein forschender Blick begegnete dem meinen. „Es wäre nicht gut für mich, wenn er wegbliebe", erwiderte sie hastig.

„Er hat Gegenwind", sage ich, um sie zu trösten; „vielleicht ist es bei dem Wetter schwer, das Netz zu bergen. Das braucht Zeit."

Die Frau nickt. „Ich weiß schon. Aber ich hab' immer so'ne Angst, wenn es stürmt. Mein Vater ist weggeblieben. Und mein Bruder auch." Ihr Gesicht drückte unsinniges Entsetzen aus. Daß ich ihr ein Fremder war und daß sie mich stets als solchen behandelt hatte, schien nun ganz vergessen. Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Wenn ich drin sitze und den Sturm höre, hab' ich noch mehr Angst. Und zuletzt muß ich daherunter. Was sollte aus mir und den Kindern werden, wenn er fortbliebe? Und dabei ist er garnicht mein Mann und die Kinder sind auch nicht meine."

Ich stutzte und sah sie an. Sie stand vor mir, lang und hager, länger als der Mann, und frühzeitig alt. Aus dem Kopftuch flatterten ein paar Haarfetzen im Sturm. Ihre Augen blickten an mir vorüber, hinaus übers Wasser, wo die Windstöße gleich schwarzen Wolken daherbrausten. Meine Ueberraschung schien sie gar nicht zu merken. Sie sprach ja von dem, was ihr Leben war. Wie sichs nun einmal gestaltet hatte, so war es. Natürlich, einfach und fest schien ihr alles. Daß jemand über etwas so Einfaches, wie ihr Erlebnis, staunen könne, war ihr unbegreiflich.

„Ist Johann nicht Ihr Mann?"

Sie sah hastig seitwärts. Ueber ihr Gesicht flog es wie ein Erinnern, daß zwischen Johann und ihr in den Augen anderer vielleicht nicht alles so war, wie es sein sollte.

„Mein Mann ist er schon. Aber verheiratet sind wir nicht. Er hat mich vom Festland herübergeholt, als die Frau tot war. Und seitdem wohne ich jetzt da. Heiraten tut er mich nicht; und ich denke auch gar nicht mehr daran. Zwei Jahre sind's erst, seit ich da bin; aber ich komm nimmer los. Die Tage gehen, einer wie der andere, und ich habe mit den Kindern vollauf zu tun."

Während sie so sprach, schoß weit draußen in der Bucht ein Boot vor. Das Segel war gereft und ganz zusammengedrückt, so daß es aussah wie ein kleiner, schlapper Zeuglappen; trotzdem schlingerte das Boot heftig in dem starken Wind.

Die Frau wurde ruhig, sobald sie es erblickte. „Jetzt kommt Johann", sagte sie. „Jetzt geh' ich. Ich getrau' mich nicht, ihm zu zeigen, daß ich Angst hab'. Er kann's nicht vertragen."

Gleich darauf war sie verschwunden. Bald lag das Boot im Hafen und Johann schritt, klein und sehnig, den selben Weg hinan wie vorhin die Frau. Sein Rücken war unter der Last der nassen, mit Tang gefüllten Netze geklimmt.

Zwei Tage danach packte ich. Johann selbst sollte mich zum Festland hinübersegeln. Ehe ich abreiste, ging ich zum ersten Male hinüber in die Stube, in der die Familie wohnte; während Johann das Boot zurechtmachte, wollte ich Thilda Lebewohl sagen. Sie hatte große Wäsche. Ein riesiger Kessel brodelte über dem Herd. Und in einem Augenblick sah ich das ganze Leben dieser Frau vor mir. Die Last, die Unsicherheit ihrer Stellung, die Zweideutigkeit, die Schiefheit, die Armut, die ganze Unmöglichkeit: all das auf einmal. Und während ich stand und von Wetter und Wind sprach und mich für alle mir während meines Aufenthaltes gezeigte Freundlichkeit bedankte, fühlte ich mich beklommen und nachdenklich und wünschte, wenigstens etwas von alledem sagen zu können, was man oft sagen möchte und doch nicht sagen kann und was ja, auch wenn man's ausspricht, nicht nützt.

„Was haben Sie neulich denn gemeint?" fragte ich schließlich. „Als Sie sagten, daß Sie doch nie loskommen könnten?"

Dasselbe ruhige Bewußtsein einer Tatsache, die sich nun einmal nicht ändern läßt, lag wieder auf dem Gesichte der Frau und klang aus ihrer Stimme, als sie erwiderte: „Vier Kinder hat er. Das jüngste ist drei und das älteste knapp zehn. Von denen kann ich doch nicht fort."

Selten habe ich stärker empfunden, wie fest, bis zur Bewegungslosigkeit, Schicksal und Pflicht einen Menschen binden können. Hilflos und doch von einer inneren Kraft getragen, stand das Weib vor mir. Ihr ganzes Wesen atmete Ruhe.

„Haben Sie ihn denn so gern?" fragte ich.

„Nein. Es ist bös und alt und häßlich. Und schlagen tut er mich auch. Ich würde es ja nicht sagen; aber ich weiß, daß der Herr es gehört hat. Ich hätt' auch dann noch nichts gesagt. Aber wenn Sturm ist und die Angst über mich kommt, weiß ich nicht mehr, was ich reb'. Ich hab's mal, wie ich's hab'; mir kann keiner helfen. Aber auch wenn einer käm' und mir forthelfen wollt': ich könnt's nicht, — um der Kinder willen!" Sie schwieg eine Weile und trocknete das Seifenwasser von ihrer groben Hand. „Wenn ich fortginge: er würde keine andere kriegen. Man kennt ihn zu gut!"

Ein paar Minuten später saß ich im Boot und betrachtete Johann, der das Ruder hielt. Sein Gesicht zeichnete sich scharf ab unter dem dunklen, verbrauchten Südwester. In der ersten halben Stunde sprach keiner ein Wort. Aber es sah aus, als ob Johann, wie er so saß und über das Wasser hinausschaute, das die Brise zu weißen Schaumkämmen peitschte, über irgend was nachdachte. Endlich sagte er bedächtig: „Es ist nicht leicht, wenn ein Mann mit kleinen Kindern allein bleibt."

Ich nickte, fand aber kein Antwort.

Nach einer Weile fuhr Johann fort: „Thilda hat jedenfalls geschwatzt. Das kann ich mir denken." Furchen umzogen den Mund.

Auch darauf fand ich keine passende Antwort. Er wartete eine solche auch gar nicht ab, sondern fuhr fast im selben Atemzug fort: „Heiraten tu' ich sie nicht." Die Worte kamen mit einer Schärfe und Energie heraus, als fürchte er, auf Widerspruch zu stoßen. Aber sie kamen so überraschend, daß ich nur ruhig fragen konnte: „Warum?"

Er spuckte bedächtig aus. „Nun ja ... Warum? Weil ich nicht mag. Ist das nicht genug?"

Nun machten wir an der Brücke fest, wo ich den Dampfer erwarten sollte. Johann stellte mein Gepäck zusammen, empfing seine Bezahlung und sagte Lebewohl. Dann steuerte er wieder meerwärts. Ich stand auf der Brücke und begleitete ihn in Gedanken heim, zu der Hütte, wo das einsame Weib auf ihn wartete, weil sie die Kinder einer anderen nicht mutterlos lassen konnte.

Erlösung?

Eine Skizze aus New York von Alexander E. Sedlmayr.

Jakob Rosenstein besaß einen kleinen Zigarrenladen in der siebzehnten Straße. Hinter dem Laden war ein großes Zimmer, einfach und bescheiden ausgestattet, aber dennoch traulich. Hier wohnte er mit seiner Frau. Sie war ein schönes, junges Weib, liebte ihn mit tiefer Innigkeit und er umgab sie mit all der zärtlichen Fürsorge, deren sein edles Herz fähig war.

Oft saß ich mit ihm in jenem Zimmer beisammen. Frau Olga hatte den Samowar bereitet, wir tranken Tee, rauchten unsere Papyrosse und plauderten! So saßen wir oft beisammen, erzählten uns unsere Schicksale, die uns so weit von der Heimat hierher geführt hatten, wir sprachen von unseren Hoffnungen, wir träumten frohe Zukunftsträume von herrlicher Freiheit und Menschenglück! ...

Da hatte er mir auch erzählt, wie er nach langen Kämpfen sich sein Weib errungen. Er war Jude und seine Verwandten — streng und gläubig — hatten ihn verstoßen, da er um die Christin warb; sie hatte aus ihrem Elternhause fliehen müssen, denn der Haß der polnischen Christen war unversöhnlich.

So waren sie herübergekommen.

Ihre kleinen Ersparnisse hatten so weit gereicht, um dieses kleine Geschäft anzufangen, und ihrem Fleiße schien sich das Glück beizugesenen, ihrer Bescheidenheit, Zufriedenheit.

Oft las er mir Gedichte vor und in ihnen zitterte der Schmerz nach, den ihm der Haß seiner und ihrer Eltern bereitet hatte. Es klang immer wie eine traurige Frage: „Warum?' .... Wohl waren es nicht wilde Schreie der Anklage, sondern sie diese leisen Töne seiner tiefmenschlichen Seele klangen aus in die milde Bitte des Verzeihenden: „Liebet euch untereinander!"

Es war an einem Sonnabend. Wir waren allein, da Frau Olga in die erste Avenue einkaufen gegangen war. Es war nach Sonnenuntergang und erquickende Kühle folgte der heißen Glut des Sommertages. Mit den Blumen, die Frau Olga am Fenster hielt, spielte der linde Abendwind und lockend raubte er ihnen süße Düfte.

Jakob befand sich in einer seltsamen Stimmung.

Plötzlich zog er ein Blatt hervor und las. Seine Stimme bebte und in seinen Augen leuchtete ein seltenes Feuer.

Weiß wie wiegende Rosen,
Wiegend auf grünem See,
Lieblich weiß ist die Reinheit,
Die dich erfüllt! ...

Grün wie ewiger Frühling,
Strahlend vom Goldlicht der Sonne,
Goldig grün ist die Hoffnung
Die dich erfüllt! ....

Rot wie stürmende Wogen,
Die der Abend geküßt,
Glühend rot ist die Liebe,
Die dich erfüllt! ...

Reinheit, Hoffnung und Liebe
Leuchten aus deinem Aug' —
Weib! Du gibst die Erlösung,
Die mich erfüllt! ...

Lange saßen wir schweigend, endlich ergriff er meine Hand und sagte ganz leise:

„Freund, sie wird Mutter!"

Stumm drückte ich seine Hand. Er aber flüsterte vor sich hin und es klang wie selige Träumereien eines wahrhaft glücklichen Menschen:

„Sie wird Mutter, die Liebe! ... Es ist, als ob ich ein heiliges Mysterium begreifen dürfte. Unser Kind! .... Klein und hilflos, wird es doch so stark sein; es wird wieder die große Liebe lehren, wie jenes Kind, das zu Bethlehem geboren wurde in einem Stalle.... Die große Liebe, die Erlöserin der Menschheit! Die große Liebe, die sie vergessen haben! Du wirst sie wieder lehren, Du, unser Kind! ... Uns wirst Du erlösen: mich, der ich Dich zeugte, die Teure, die Dich gebar! ... Sie wird Mutter, Mutter. ... Heiliges Wort!" ...

Es war eine herrliche Zeit, die nun folgte: voll froher Hoffnungen, die jenen beiden lieben Menschen Gewißheiten erschienen; voll lieblicher Träume, von denen sie meinten, daß sie wirklich seien! ...

Unzähligemal wohl besprachen sie dieselben Dinge. Fröhlich lachend, konnte sie immer wieder kleine Torheiten plaudern; ernst sinnend — wie es seine Art war — hörte er ihr immer wieder zu, nur seine Augen feuchteten wider den innerer Heiterkeit.

Die flinke, kleine Frau wurde ein wenig schwerfällig in ihren Bewegungen, aber davon sollte sie nichts merken, da er fürchtete, es würde sie traurig stimmen. ... So half er hier und dort in ihrem kleinen Hauswesen mit, indem er immer sorgfältig den Schein aufrecht erhielt, daß sie die Arbeit getan. So sagte er oft:

„Du bist wohl sehr müde, mein kleines Lieb! ... Nein, nein, so viel darfst Du mir morgen nicht tun! ... Wir werden doch eine Frau zur Aushilfe nehmen.... Du willst unbedingt nicht? ... Nun, dann versprich mir aber, daß Du Dich nicht überanstrengst!"

Ganz erfüllt von einem einzigen Gedanken, war sie sehr zerstreut und vergaß vieles.

Da besorgte er es heimlich, und daß sie es ja nicht merkte, sagte er:

„Du hast es vergessen, darling?" ... Das ist ein glücklicher Zufall, denn ich kam bei dem Geschäft vorüber und da dachte ich mir, ich könnte es doch gleich besorgen.... Es war mir, als hättest Du mich ersucht. ..."

Oftmals verfiel sie aus froher Laune plötzlich in Aufgeregtheit; es erfüllte sie bange Angst vor der Zukunft, oder wie trübe Schatten huschten Erinnerungen durch ihr Denken; Schatten, die sich manchmal zusammenballten, und ihre sonnige Seele verschleierten. Dann sprach sie Worte, die ihn tief kränken mußten — aber er schwieg und mit all der Zärtlichkeit seiner reinen Liebe geleitete er sie gütig wie ein Vater durch die Nebelräder kleinlichen Denkens und Fühlens empor zu den lichten Sonnenhöhen seiner großen Empfindungen, seinen hehren Hoffnungen. ...

So warteten diese beiden Menschen in inniger Sehnsucht auf ihr Kind und oft meinte Jakob, wenn er zu mir sprach: „Siehst Du, wir wandeln im Tale und Nebel verhüllen uns jene Höhen, auf denen das Glück wohnt! ... Ich aber ahne den Sonnenaufgang und ich möchte jubeln!" ...

Der Tag hatte die Entscheidung nicht gebracht und wir hatten die Gewißheit, daß die Nacht sie bringen sollte.

Als ich Morgens aus dem Hause ging, lag frohes Goldlicht über den Straßen und es schien mir wie eine freundliche Vorbedeutung.

Es war nach sieben Uhr, und ich ging die kurze Strecke hinunter, um nach dem Geschäft meines Freundes zu sehen. — Seltsam: er, der Fleißige, hatte es noch nicht geöffnet. Ich überschritt rasch die Straße, aber schon auf halbem Wege überfiel mich eine unbestimmte Angst. Auf die geschlossene Tür war ein weißer Zettel geklebt.

Zögernd trat ich endlich ganz nahe und als ich die Schrift lesen konnte, war es, als ob diese grüßlichen Worte wie ein spitzes Eisen mit einem einzigen grausamen Ruck in mein Denken eingedrungen wären:

„Wegen Todesfalles
geschlossen."

Ich wendete mich und ging wie betäubt bis zur zweiten Avenue.

Immer klangen mir diese Worte ins Ohr, eintönig und ermüdend: „Wegen Todesfalles geschlossen." ... „Wegen Todesfalles geschlossen." ... Es war wie das Klingen jener Glocken, die uns traurigen Tod melden.

Erst allmählich war ich ruhiger geworden und ich kehrte zurück, um meine armen Freunde zu sehen.

Ich ging durch den Hausflur nach hinten und trat in die Wohnung ein. Die Vorhänge waren herabgelassen und dort neben dem Bette seiner Frau stand Jakob. Schweigend trat ich auf ihn zu und ergriff seine Hand. Er blickte mich an und in seinen großen Augen lag jener ungeheure Schmerz, den keine Tränen lindern, dem keine Worte Trost gewähren.

Er hob seine linke Hand und zeigte auf das daneben stehende Bett. Dort sah ich ein kleines, weißes Gesichtchen.

Plötzlich erschütterte Jakob ein tiefes Schluchzen, er brach in die Knie, verbarg seinen Kopf in der Bettdecke und in kurzen Schreien stieß er immer wieder dieselben Worte hervor:

„Unser Messias ist gestorben! ... Unser Kind ist tot!" ...

Das kleine Geschäft wurde nicht mehr geöffnet. Am nächsten Tage hatte ein tödliches Fieber Frau Olga dahingerafft.

Nach dem Begräbnis umarmte mich Jakob zum letzten Male.

Er ging nach dem Westen.

Ich habe nie wieder von ihm gehört. ...

Der Köpenicker Streich und die Pariser Revolution von 1830.

Von Karl Blind.

Die Verhaftung des Bürgermeisters Dr. Langerhans und die Beschlagnahme der städtischen Kasse durch einen als Hauptmann verkleideten Schwindler mag auf den ersten Blick als eine Offenbachiade, als ein komisches Operettenstück erscheinen. Allein in Zeiten der stürmischen politischen Bewegung — wie zum Beispiel gegenwärtig in Rußland — könnte eine ähnliche Tat bedeutsame Folgen haben. Die Geschichte der französischen Juli-Revolution von 1830 liefert dafür den Beweis.

Als sich das Volk gegen Karl X. erhob, der die berüchtigten Preßordonnanzen erlassen hatte, handelte es sich darum, eine Anzahl Truppen, namentlich einen höheren Offizier, für die Durchführung des Aufstandes zu gewinnen. Lafayette wurde darum angegangen, da sein Name durch seine Beteiligung am amerikanischen Unabhängigkeitskriege volkstümlich geworden war. Er zögerte aber eine ziemliche Weile. Indessen sah man am Morgen des 29. Juli einen Mann mittlerer Größe und von ausdrucksvollen Gesichtszügen, gefolgt von einer großen Anzahl Bewaffneter in Generalstracht über den „Marché des Innocents" schreiten. „Was ist das für ein General?" fragte man von allen Seiten.

„Das ist der General Dubourg!" war die Antwort. „Hoch lebe der General Dubourg!" rief jetzt die Menge. Daraufhin begab sich dieser Heerführer mit seinem Gefolge in die Stadthalle und richtete sich dort als Oberbefehlshaber ein. Ihm zur Seite trat ein Herr Baude als Sekretär der neuen Regierung.

Einige Augenblicke nachher wurde unerwarteter Weise die dreifarbige Fahne, die bereits auf dem Rathause gehißt hatte, wieder gestrichen. Man fragte den General, welche Farbe die Fahne haben solle, und es wurde erwidert: „Wir brauchen eine schwarze Fahne; und diese Farbe soll Frankreich beibehalten, bis es seine Freiheit wieder erobert hat."

Mittlerweile hatte Herr Baude eine Reihe dringender Maßregeln getroffen. Darunter war namentlich die Beschlagnahme der städtischen Kasse, die sich auf über 5,000,000 Frank belief. Dieser Griff wurde im Namen des Generals durch einen Herrn de Villeneuve ausgeführt. Dann wurden die Vorsteher der Bäcker und Metzger vor die neue vorläufige Regierung beschieden, um für die Einwohnerschaft gute Nahrungsversorgung zu sichern. Für das Schlachtvieh sollte während der Dauer dem Unwesen kein Eingangszoll zu entrichten sein.

Dieser „General" Dubourg war in seine Uniform von Herrn Evariste Dumoulin, dem Redakteur des „Constitutionnel", gesteckt worden. Er hatte das Kleidungsstück bei einem Trödler gekauft. Die Achselschnüre hatte der Schauspieler Perlet geliefert, sie kamen aus der Garderobekammer der Komischen Oper! Diese Stunden lang spielte so Herr Dubourg, ein sonst gänzlich unbekannter Mann, die Rolle eines Soldaten, eines „Königs von Paris", wie Louis Blanc in seiner „Geschichte der zehn Jahre (1830 bis 40)" schreibt.

Endlich entschloß sich Herr de Lafayette, die anfänglich abgelehnte Verantwortlichkeit zu übernehmen. Als er ins Stadthaus eintrat, erhob die auf dem Grèveplatz versammelte Menge ein lautes Freudengeschrei und schaßt ihre Mützen in die Luft ab. Herr Etienne Arago erschien dann (dessen ich mich persönlich von 1849 her aus dem Aufstandsversuche Ledru-Rollins gegen den Präsidenten der Republik, Ludwig Bonaparte erinnere), um Dubourg von der Ankunft Lafayettes zu benachrichtigen. Da erhob sich der „General" Dubourg mit den Worten: „Ehre, dem Ehre gebührt!", ging dem alten, wirklichen General Lafayette entgegen und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihm. Eine Stunde nachher hielt Herr von Lafayette die Geschicke Frankreichs in seinen Händen.

So endete diese außerordentliche Staatskomödie. In dem Werke meines alten Freundes Louis Blanc ist kein Wort des Tadels gegen Dubourg enthalten. Er bemerkt lediglich, daß die Schilderung, wie der falsche Heerführer so begeistert empfangen wurde, obwohl man nie vorher seinen Namen gehört hatte?